

B. Der Vormittag.

Drei Perioden, ihr Jünglinge! sind schon vorüber: die Tage unbewusster Kindheit, die Schulzeit und die Berufslernzeit. Ihr waret Kinder, Knaben, Jünglinge im ersten Stadium — nun wollet und sollet Ihr als junge Männer gelten. Wie fühltet Ihr Euch, als Ihr der Lehrzeit entlassen wurdet. Der Stolz kam in Euer Herz.

Schon lange gedachtet Ihr der Annehmlichkeit des freien Lebens. Als Ihr am Ende der Schuljahre waret, sehntet Ihr Euch nach der Freiheit im Berufsleben, und träumtet Euch, wenn nicht goldene, so doch silberne Berge. Wenn nur nicht die Kindheit das goldene Zeitalter Eures Lebens, wie kurz und wie bewusstlos sie für dich war, gewesen ist! Die erwartete Freiheit aber war (zum Glück für Euch) eben nicht groß. Es mangelten Euch oft Zeit und Geld. Eherne Ketten hielten Euch, schlossen Euch vielleicht beinahe wie Verbrecher an. Zeit kann Niemand schaffen, und zum Geldborgen hattet Ihr nicht einmal genug Kredit. Nun hoffet Ihr vermuthlich für Euch Alles in der Fremde, flieget schon mit Eurer Phantasie in den Lüften herum, seid aber doch noch in der Wirklichkeit an die Erde wie der Matkäfer, den die

Kinder an einem Faden auffliegen lassen, gebunden, wollet immer fort und könnet immer nicht. O, nehmet Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht zum zweitemale und erst noch schlimmer täuschet. Oder, soll das Leben wirklich nur aus Täuschungen, aus einer nie unterbrochenen Reihe von Selbst- und Lebenstäuschungen bestehen müssen? Ist das das Gesetz des Menschen und des Lebens? Oder kann man sich, kann schon der Jüngling sich davor bewahren, sich einen hellen Blick in sein Schicksal, in seine Zukunft schaffen? Oft wähnt er es. Ich aber, Jünglinge! meine, es sei Euch noch nicht möglich, Euch noch nicht gegeben. Ein altes Bild läßt einen jungen Burschen von Osten her, im Sonnenglanze, mit Kanonensstiefeln, einem hohen Federbusch und einem Hieber an der Seite, den Kopf sehr hoch, herauf an einer Weltkugel mit großen Schritten steigen, und aus dem Munde gehen die Worte: Also will ich durch die Welt gehen! Aber auf der Abendseite der Kugel schleicht er mit gesenktem Kopfe und gebogenem Rücken im Schlafroße und mit einer Mütze, den Knotenstab in der Hand, und in Pantoffeln, herunter, und seinem Munde entgehen die Worte: Aber also bin ich durchgekommen!

Sa, Jünglinge! Es kann Euch alles ganz anders kommen als Ihr plant. Ihr dichtet, Ihr malt, Ihr phantasirt, Ihr schreibt Euch mit einer nur in die Hoffnung, in Eure Wünsche getauchten Feder Eure Welt- und Lebensweise vor; Ihr bauet Luft-, spanische oder böhmische Schlösser.

Ständen sie nur erst auf Sand! Aber Luftschlösser zerfließen in der Luft, je bunter sie waren um so schneller; zerfließen wie eine Fata morgana, wie Wolken und Licht, die das Entfernte ganz nahe bringen, und — was nicht ist, darstellen. Ihr habt dann Eure Hand wie Kinder nach dem Mond ausgestreckt, und die Mutter gebeten, Euch ihn herunter zu langen. Bauet Ihr auf Sand? Ei! Er weicht schon unter den Füßen. Kommen erst Winde und Wellen, so — brichts Haus ein. Es kracht und kann Euch erschlagen. Doch, solche Thatsachen sind für Euch nur Bilder. Nichterfahrenes kann man nicht begreifen. Aber begreifen müßt Ihr den Satz, daß auch Wünsche eine vernünftige sichere Grundlage haben müssen. Jünglinge! Was ich jetzt sagen werde, das sage ich Allen!

Wollet Ihr inne werden, was für Seher Ihr seid, mit welchem Glücke Ihr planiren könnet, so nehmet ein Blatt Papier, und schreibet nur auf fünf Jahre hinaus Euer Wollen und Thun, Euer vermuthliches, gehofftes, oder auch gefürchtetes Ergehen oder Schicksal, verschließt alsdann das Geschriebene versiegelt in das Pult, den Schrank, die Brieftasche, vergesset das Geschriebene, und — öffnet die Schrift, das Siegel, den Plan nach den fünf Jahren. Was steht geschrieben? was liestest du? Ja, man möchte eher fragen, verstehst du noch recht, was du und warum du so geschrieben? Alles ist ganz anders gekommen! Du lächelst, wenn's besser gekommen, als du geschrieben. Jedoch ist eher zu

vermuthen, daß es minder glücklich gekommen. Der Jüngling, weil er sein Glük sich schaffen zu können glaubt, kann kaum fürchten. Er hofft. Kam's nicht schlimmer, und nicht besser als er planirt hatte, so kam's doch Anders.

Nun hält er sich für belehrt und klüger, und schreibt auf die Erfahrung der fünf Jahre sein Schicksal auf die nächstfolgenden fünf Jahre. Nach fünf Jahren wird Alles wieder beinahe nichts als Täuschung sein! Jüngling! Du bist hierin unwissend, wie viel Anderartiges du schon wissen magst.

Unwissend sind auch wir Aeltere, unwissend die Greise noch; denn für Alle ist das alte Wort: der Mensch denkt, und Gott lenkt! Das Sprichwort: der Mensch ist seines Glückes Schmied, ist, falsch verstanden, stolzdumm, wahr verstanden sagt es nur, daß sich der Mensch sein Glük selbst zu erringen suchen soll, sich, wenn es sich um die Begründung seines Glückes handle, auf Niemanden unbedingt verlassen dürfe, und daß er sich stets so zu benehmen habe, als ob sein Glük von ihm allein geschmiedet werden müsse. Kann das Kind schon an seinem Glük schmieden? Es kann anfangen es ein wenig zu lernen. Kann's der Knabe? Er kann's schon ein wenig besser. Kann's der Jüngling? Er sollte es noch viel besser können. Auch der Mann lernt und treibt diese Kunst immer noch. Wir lernen alle Tage und lernen niemals aus. Und auch der Greis kann noch an seinem Glüke bauen, am Glüke des Lebens der Seinigen,

und — an seiner Ewigkeit. Es gehört immer Alles zusammen, weil Alles aus Einem Gusse ist und auch sein soll.

Trauet auch dem Worte nicht, daß der Mensch Alles, was er wolle, könne. Das Wort: der ist groß, der kann was er will, der aber vernünftig, der will was er kann, ist besser. Groß kann man sich nicht machen, aber vernünftig sollte doch Jeder sein können. Zur Größe sind erst noch nur sehr Wenige bestimmt. Groß sein ist noch nicht vernünftig und gut, d. h. weise sein. Es klebt eine schlimme Bedeutung am Worte; fast eine kindische. Wenigstens fragt man immer die kleinsten Kinder: wie groß bist du? und Kinder führen das: wenn ich einmal groß bin . . . immer im Munde. Jünglinge! Größe, auch die intelligibelste, macht nicht einmal glücklich. Oft vermögen die Großen in wesentlichen Dingen viel weniger als die Kleinen, und die größten, geschichtlich bekannten Großen: Nebukadnezar, Cyrus, Alexander, Cäsar, Napoleon konnten so wenig als die Kleinen was sie wollten, und gingen unter. Der Sendbote Paulus ruft auch den Jünglingen zu: Trachtet nicht nach hohen Dingen! Zwar liegt im unablässigen Streben nach Einem Ziele eine ungeheure Kraft, und, sagt ein Dichter, es hängt keine Krone so sicher und hoch, der muthige Kämpfer erreicht sie doch! Setzt man alle Hebel an, geht man mit Feuer und Eisen in den Kampf, so kann wahrhaftig Unglaubliches gelingen.

Ja, deine Plane sind groß — bist du es auch? Deine

Bestrebungen gehen in's Große — sind es auch deine Kräfte? Dein Wille ist groß — ist's auch deine Ausdauer? Hast du dich für die Wanderschaft, für die Fremde, für's Leben schon stark gemacht? Du willst gewiß ein großer Gelehrter: Theolog, Arzt oder Rechtsgelehrter, ein großer Künstler und Berufsmann in einem Handwerk werden, oder ein Landwirth im größten Maassstabe, ein Feldherr u. s. w.

Gut! Der Jüngling muß große Kräfte, großen Muth, großen Willen in sich spüren — für's Gute. Das ist das Große und das Größeste. Er muß Flügel haben, muß sie wie Adlersflügel heben, bewegen, schlagen, über Berg und Thal wollen. Er gehe hinaus, um daselbst seine Zeit wohl anzuwenden, mäßig und rein zu bleiben oder wieder zu werden, durch Wahrheit sich einen guten Namen zu machen, und sich für seinen Beruf die höchste Tauglichkeit anzubilden, damit man ihn achten und lieben könne, damit er seiner Eltern Haus ehre, und — sein Vaterland nicht entehre. Ja, darum gehe er!

Auf nun aber auf die Wanderschaft, auf die Reise! Den Stok in die Hand, den Hut tief in den Kopf gedrückt! Auf mit Lust und Hoffnung, ohne Furcht! Nimm eine Briefftasche, ein neues Testament, ein Gebetbuch, und den Vorsatz mit, Viel zu sehen und zu lernen. Verlaß dein Haus nicht ohne Dank, nicht ohne Liebe, nicht ohne Gebet! Und noch einen Vorsatz nimm mit: Den Deinigen bisweilen zu schreiben. Selbst arme Eltern geben das Porto

für Briefe von Söhnen gerne. Du wirst doch nicht meinen, deines Hauses, deiner Eltern, deiner Geschwister vergessen, dich auch gemüthlich von ihnen abtrennen zu dürfen, und wenn du das Band zerreißest, oder Faden für Faden zerzupfst, daß es die Deinigen daheim auch so machen? Durch Briefe zeigst du deiner Heimath deinen kindlichen und brüderlichen Sinn, durch Briefe erhältst du dich in deiner Pflicht, durch Briefe bereitest du dich sogar auf dein künftiges häusliches Leben in deinem Heimathorte, in den du ja gesund, lebensfrisch und kunstfertig, einst wieder zurückkehren zu können hoffest, vor. Auch sage ich dir, daß die Entschuldigung wegen Zeitmangel nichts sei. Ueberall ist ein Briefchen zu schreiben möglich, überall dazu Zeit und Ort. Du sagtest wohl eher selbst, was man wolle, das könne man. Du wirst dich ja nicht in Wäldern, auf Gletschern, auf Menschenleeren Meeren aufhalten. Und — kannst du nicht in Lagen kommen, in welchen du, mit und ohne deine Schuld, nach Hause um eine Geldunterstützung schreiben mußt? Auf der Hochschule als Studirender mußt du Solches oft. Willst du das Wort wahr machen: Und schreibst du deinem Vater noch, so schreib' ihm nur um Geld? Ja, wer bürgt dir dafür, daß du nicht sogar, wie jener Unglückliche, eine zeitlang Verlorne, an die Brust schlagend, sagen werdest: Ich will mich aufmachen und wieder zu meinem Vater ziehen? Könntest du dann auf gemüthliche Theilnahme zählen, wenn du dich durch dein ewiges Still-

schweigen derselben unwerth gemacht hättest? O, erwäge in der Fremde, auf der Wanderungsstraße oft, was der Begriff „Vaterhaus“ für dich Alles in sich schließt. Gerade die Erinnerungen an deinen Vater, deine Mutter, deine Geschwister, deine Jugendkameraden, deine Freunde sollten deine liebsten Phantasien sein.

Jünglinge! Der Tornister ist gepackt, der Koffer gefüllt und zugeschlossen. Der Reisestock ist schon in der Hand, der Rappen ist gezäumt, der Wagen bereit. Ihr habt Euch noch mit den Freunden beim frohen Gesange gelegt. Das Abschiedslied ist gesungen und verflungen, der letzte Handdruck ist empfangen und gegeben. Der Vater hat sehr ernst gesehen, die Mutter und die Schwestern weinten, der Bruder lachte. Noch eine Umarmung, und an der Ecke den Hut geschwenkt! Freunde begleiten Euch zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen. Die Stadt ist verlassen.

Ihr seid nun im Freien, Ihr gehört nun nur Euch selbst. Ja, der Abschiedstag wird verbraust. Man trennt sich. Die Begleiter rennen heim. Der Abgereiste ist endlich ganz allein, überlassen nur seinen Gedanken.

Was nun thun? Was wartet des Abgereisten? Welche Freuden? Welche Gefahren? Welche Leiden? Wer in einem Dorfe oder einer kleinen Stadt geboren und erzogen worden, und eine große, eine reiche Handelsstadt, eine Niesenstadt und Residenz aufsuchen will, wird Wunderdinge erwarten und auch schauen. Bald nimmt der Reisende wahr,

daß sich die Sitten, Gewohnheiten, Sprache, und alle Art zu sein und zu leben, je weiter er reise, um so mehr von denen seiner Heimath entfernen. Der Wechsel ergötzt ihn ungemein. Er schreibt schon unterwegs nach Hause, und die Seinigen ergötzen sich an seinen Schildereien. Was aber den Vater und den Bruder interessirt, interessirt die Mutter und Schwester nicht.

Angelangt am Orte seiner ersten Bestimmung geht er nun in sein Fach ein. Eine Anstalt oder ein Handlungscomptoir oder auch eine Handwerksstube oder Boutique nimmt ihn auf. Hier wird Etwas von ihm erwartet, hier darf er sich ja nicht mehr als Lehrlingen darstellen, hier, wie oben gesagt, soll er Geselle, Commis, Studios, (nicht mehr Gymnast) sein. Wir müssen ihn nun aber gewähren lassen. Er ist frei, ist selbstständig, wie er fühlt und selbst sagt. Er hat die Kinderschuhe abgelegt, sie zu Hause gelassen. Er ist nun ein junger Mann, der am Vormittage, wie die Sonne, zum Mittag, zu seinem Zenith steigt. Ja, wir wollen ihn nicht binden. Es können's und wollen's auch seine ehemaligen Lehrer, selbst seine Eltern nicht. Nur Gott und sein Gewissen mit seinem Ehrgeföhle können ihn noch binden. Dieses jedoch wird nöthig, ja, das Nöthigste sein.

Es winkt ihm nun Mancherlei während der Wochentage, am meisten und stärksten am Sonntage; es winkt ihm nun eben die Karte, der Tanz und der Wein. Er

macht Bekanntschaften, aber welche? Wie sich's gibt! Sie nennen sich Freunde; sie werden seine Rathgeber, vielleicht seine Rathsherren. Wenn sie ihm nur gut rathen, nicht so, daß er bald genug ganz entgegengesetzte Rätze bedarf! Denn, leiteten Blinde Blinde, so fielen Beide in die Grube. Ein Jüngling, der Theologie studiren wollte, fragte einen Studios der Medizin um Rath, wo und wie er Theologie studiren solle? Wir lächeln darüber, wir könnten noch manchen Jüngling belächeln und — bedauern, der, selbst wenn er Seinesgleichen fragte, es nicht besser machte. Die jungen Minister riethen dem Könige Nehabeam nicht gut. Er verlor darüber ein halbes Königreich. Mancher verliert durch schlechte Minister noch viel mehr: seinen Rechtsinn, sein Ehrgefühl, den Sinn für die Keinheit und das Religiöse. Allein, man kann ja, falls man irre gegangen, sich wieder zurecht finden, man kann umkehren, sich belehren. Wie bald ist's gesagt, wie schwer gethan und ausgeführt. Die Jugend müsse austoben. Manche sogar für Verlorengeachtete seien erst noch vortreffliche Männer geworden! Lasset Euch hier einige lehrreiche Beispiele erzählen. Wir wollen sehen, was für Erlaubnisse und Verpflichtungen für Jünglinge darin liegen.

Aristoteles, der junge Grieche, der Jüngling seltenen philosophischen Talentes, der Mann aller künftigen Jahrtausende, der, dessen Schriften Europa und Asien bewegten, und im Mittelalter denen unserer Bibel beinahe an die

Seite gesetzt wurden, war in seinen jüngern Jahren ein leichtsinniger Militär. Seine Jugend brauste, sein Leben schäumte. Wild gährte der Jugendtraum und Jünglingsmuth. Er schien verloren zu gehen. Er kam in's Quartier eines olympischen Oberpriesters. Dieser sah durch die knorrige Schale in den edeln feinen Kern des Jünglings. Ihn jammerte des jungen, leichtfertigen, vielleicht schon Niederlichen. Er nahm ihn bei der Hand, er sprach ihm in die Seele hinein, er malte ihm vor, welche herrliche Talente, nicht zum Vergeuden, ihm die guten Götter verliehen. Er foderte ihn auf, seinen bisherigen Weg zu verlassen, zu verlassen die für ihn allzugefährliche Bahn eines Kriegers, der Gefahr zu entfliehen, und sich den Wissenschaften und der Tugend, für welche ihn die Götter bestimmt haben, zu widmen. Aristoteles hörte, und — gehorchte. Er wurde was er werden konnte und sollte: einer der Meistermenschen, Meistermänner, der Vorzüglichsten Einer, sogar ein Wunderbarbegabter Griechenlands.

Nun! So hat sich an ihm also doch die schon oft wiederholte Erfahrung bestätigt, daß brausende leichtfertige Jünglinge oft noch die besten herrlichsten Männer werden! Allerdings! Aber die Erfahrung sagt uns nur, daß es oft der Fall gewesen, nicht aber, daß Allemal. Und du wolltest dein Schicksal, deinen Werth, dich selbst an dieses ungewisse und unbestimmte „Oft“ wagen? Welche Rechnung,

welches Wagniß! Wie, wenn du nicht unter dieses „Ost“ zu stehen kämest? Schon oft hat ein Fall von einem Dache herab dem Fallenden, Herunterstürzenden keinen Nachtheil gebracht. Wer will's, wer soll's, wer darf's drauf ankommen lassen? Wie oft, nein! wie „öfter“ ist das Gegentheil, das alleroffenbarste, eingetreten? Und — ist etwa dem Aristoteles das Brausen ein Mittel für seine höhern Zwecke gewesen oder geworden? Nützte ihm sein Leichtsinns irgend Etwas? Bist du, Liederlicher! der du dich auf ihn zu berufen dich unterfängst, bist du ein Aristoteles? Es war in ihm auch gegen die Unordnung und das Schlechte eine ungeheure Reaktionskraft. Ist solche auch in Dir? Ich finde zwischen den gewöhnlichen leichtsinnigen und liederlichen Jünglingen und Aristoteles keine Ähnlichkeit, als Beider Leichtsinns. Aristoteles wandte sich auf's Wort eines olympischen Priesters ganz um. Wandtest und wendest und wirfst du dein Benehmen wenden? Hat mit dir noch Niemand, kein olympischer Priester, kein Lehrer, kein Vater gesprochen, geschrieben?

Des Cartes, ein junger Franzose, zur Zeit des Anfangs des dreißigjährigen Krieges, empfand einen wahrhaft glühenden Durst nach Erkenntniß und Wahrheit. Er wollte ihn durch's Lesen philosophischer Schriften löschen, fand jedoch keine Befriedigung, keine Beruhigung. Nun wollte er sie, weil er sie bei den Gelehrten nicht gefunden, bei den Ungelehrten, den sogenannten Naturmenschen suchen.

Er nahm freiwillige Kriegsdienste beim kaiserlich österreichischen Heere gegen die Böhmen, und war auch in der Schlacht am weißen Berge. Da kampirte er mit Kroaten und Ungarn und Raizen, und mit welchen wilden Ungechlachten nur immer. Er hoffte den Armenischen, wahr und gut, bei diesen zu finden. Er fand ihn nicht, fand nicht Armenischen, sondern halbe Unmenschen, Wilde; was er suchte, keineswegs, sondern Noheit, Sünde, viel Elend u. s. w. Er war betäubt, er verließ diese Schule, diese Angelehrten bald, übersatt, kehrte nach Paris zurück, und warf sich, auf's Gesuchte, auf's Angestrebte ganz verzichtend, in den Pariser Strudel, in die Unordnung, vielleicht sogar die Ausschweifung. Nach einiger Zeit (denn, sein Geist war noch besser als sein Wollen oder seine Lust) besuchte er doch eine Gesellschaft angesehenener wissenschaftlicher Männer. Das Gespräch gerieth auf's Mathematische. Gerade für's Mathematische hatte Des Cartes ein außerordentliches Talent. Er ließ sich mit in's Gespräch ein. Ein Mathematiker nahm des jungen Mannes mit Aufmerksamkeit wahr, nahm ihn mit nach Hause, besprach sich mit ihm, und — gab ihn seiner Bestimmung, gab ihn den Wissenschaften zurück. Des Cartes wirkte nachher auf ganz Frankreich, auf ganz Europa ein. Aristoteles wurde Alexander's des Großen Erzieher, Des Cartes an den Hof nach Stokholm berufen. Aber auch auf ihn dürfte sich kein Verirrter berufen, oder ich würde ihn fragen, ob auch in ihm ein so glühen-

des Verlangens nach Wahrheit sei, ob er sich auch nur aus Verzweiflung die lange so sehnlich gesuchte Wahrheit nicht gefunden zu haben, in den Strudel der Sinnlichkeit geworfen habe, ob auch Er sich gewiß wieder, und zwar zur rechten Zeit, herauswinden werde? Ihm, dem schon wissenschaftlichgebildeten Jüngling mußte es viel leichter sein, sich herauszuretten, als dem, der sich vorher dem Ringen nach Wahrheit und Erkenntniß niemals hingegeben. Des Cartes war Des Cartes. Du bist nur Du! Sei bescheiden! Zwar ist's nicht, als ob für die Aristoteles und Des Cartes eine eigne, eine andre Moral als für Dich und Andre bestehe (die Moral ist vollkommen unpartheiisch!), aber die Aristoteles und Des Cartes haben größere intelligible und moralische Kräfte in sich als die meisten Andern, und darum kann ihnen ihre Rettung viel eher gelingen. Tausende können's nicht mehr, weil sie nicht mehr kräftig, nicht mehr geistig genug sind. Merket auf diesen wichtigen Unterschied, Jünglinge! Und jedenfalls hat nicht der Leichtsinn der Jugend, sondern die Weisheit des männlichen Alters sie uns werthvoll gemacht. Hätten sie wahre Befriedigung in ihrer Unordnung gefunden, so hätten sie sie ja eben nicht verlassen, aber die Unordnung befriedigt nicht; sie macht und läßt den Geist tod, das Herz leer. Sie mögen sich auch nachher ihres leichtfertigen Jugendlebens eben nicht gefreut haben. Die Unzufriedenheit folgt ihm auf der Ferse, und die Neue wie der Schatten. Daran

sollte der Jüngling denken; denn, die Erinnerung an seine Sünde bliebe sein Schatten ewiglich.

Polemo, ein junger, feuriger Athener, zur Zeit Xenokrates, der seinem Oheim Platon auf dem Lehrstuhl gefolgt war, kehrte eines Morgens sehr frühe von einem wilden Nachtgelage, einer wahren Orgie, heim. Xenokrates gab schon Unterricht. Er las über Gerechtigkeit. Polemo hörte ihn im Vorbeigange; denn, Xenokrates trug, auch wegen seines ungeheuern Auditoriums, mit einer wahren Stentorstimme vor. Den Vortrag muthwillig zu stören, trat Polemo in den Hörsaal hinein, und setzte sich bei der Thüre gerade dem Katheder gegenüber, den Xenokrates fixirend, und lachend um sich schauend. Der Hörsaal war ganz angefüllt. Xenokrates war ein trefflicher Redner, ein gründlicher Lehrer, ein durch und durch edler, und wegen seiner menschlich-vollkommenen Tugend hochverehrter Mann. Polemo hatte alle die griechischen Merkmale der gefeierten Orgie an sich. Sein Haar hing aufgelöst wild um seine Schläfe herum, und auf dem Kopfe lag ein Blumenkranz. Sein Gewand war von Wein besudelt. Uebermüthig dehnte er sich auf seiner Bank, und entblöste sich sogar unanständig. Xenokrates nahm Alles wahr. Sein drehte er seinen Vortrag von der Gerechtigkeit zur Anständigkeit und Mäßigkeit im Genuße der Gaben der Götter hinüber, und fing das Gegentheil zu malen an. Er schilderte Gelage, deren liederliche Unordnung, deren Unrecht. Schon hatte

Polemo seine Absicht unter den jungen Zuhörern verfehlt. Xenokrates hatte ihn getroffen. Bald zog Polemo sein Gewand anständig zusammen, dann setzte er sich würdiger, dann nahm er den Kranz vom Kopfe, strich sich die Haare zurecht, und saß nach kurzer Zeit gar aufmerksam und ernsthaft. Die Lehrstunde war beendigt. Sogleich verfügte er sich zu Xenokrates, fiel ihm um den Hals, bat ihn, ihm seine schlimme Absicht bekennend, zu verzeihen, versprach ihm, seine warnenden Winke auf's beste zu benutzen, und äußerte ihm sogar den Wunsch, seiner Freundschaft nicht unwerth gefunden zu werden. Xenokrates nahm ihn in seine Freundschaft auf, und — Polemo wurde der Weisheit des Xenokrates trefflicher Nachfolger. Was sagst du dazu, Jüngling? Eben findet auch nicht Jeder, der ein Polemo ist, einen Xenokrates, einen rettenden Engel. Polemo mußte aber doch Polemo sein. Es wird Manchem wie ihm gerufen, aber er hört nicht. Es sagen uns jedoch diese Geschichten, daß die Fürsorge Rettung bereitet, Engel sendet, daß sie warne, winke, rufe. Es läßt sich nicht glauben, daß irgend ein in den Strudel Gerathener nie gewarnt, ihm nie gerufen werde, nicht laute oder leise Winke an ihn ergehen, ihm keine Hand dargeboten, sich ihm keine Hand, ja auch nicht Eine Hand anbiete!

Selbst Augustin, der an tiefen Gedanken und gewaltigen Worten große Kirchenvater, war als Jüngling ein liederlicher Heide. Sein olympischer Priester, sein Gesell-

schaftsmann, sein Xenokrates und Engel war das Evangelium. Andern ist's der Todesfall des Vaters, der Mutter, eine Krankheit, die wie Blitze vom hellen Himmel fallen.

Wahrhaftig! Auch an ihm ist die Gnade, von der er so viel geschrieben, wie an Paulus, wenn auch in andern Beziehungen, nicht vergeblich gewesen. Ja, freie göttliche Gnade ist's, wenn ein Mensch gerettet wird. Es kann ja nicht sein Verdienst sein, sich selbst kann er's nicht zuschreiben. Die olympischen Priester kommen nicht auf sein Geheiß zu ihm, und das Evangelium hat er nicht hervorgebracht.

In die Gesellschaft trat Des Cartes nur um der Gesellschaft willen, und Polemo wollte den Xenokrates erst noch verhöhnen. Jedesmal muß ja an den Menschen zuerst eine Anregung von außen kommen; diese aber ist seinem verderbten Willen zuerst ganz fremd. In ihm muß denn aber auch noch Etwas gutes sein, ein goldenes Häfchen, an das sich das Mittel von außen anhängen kann. Aus Nichts würde Nichts. Ist alles Gold Schlacke geworden, das Gute ganz erstorben und entwurzelt, das Ebenbild Gottes völlig verwischt, das Innerlichste selbst Sünde geworden, dann hilft kein Priester, kein Engel mehr.

Jünglinge! Wenn ihr in der Fremde die Mittel des Seils, die Freundschaft, das Lesen edler, religiöser, christlicher Bücher, wenn Ihr den stillen Umgang des Gemüthes im Gebete mit Gott, den Sonn- und Feiertag, Kirche und

Abendmahl, diese Priester des Herrn, nie oder nur selten, oder nur sehr nachlässig und gedankenlos, nur gleichgültig anwendet, wenn Ihr Euch nicht besondere Stündchen dazu aussetzet, so — stehts schon schlimm oder es fängt an zu schlimmern. Ihr würdet, Ihr müßtet verwildern. Unkraut wüchse in Euern Herzen. Ihr entehret und zerrisset Euch selbst. Alle Harmonie flöhe von Euch. Nur das Religiös-sittliche ist und gibt Harmonie, mit sich, mit Gott, Andern, dem Schicksal, sei es Glük oder Unglük. Beide erheben und verklären sich dadurch.

Ihr werdet auch bald wahrnehmen, was Manche, die, mit wildem Sehnen hinaus, das elterliche Haus verlassen, die Stunde des Zerreißens aller Bande kaum erwarten können, und wie der verlorne Sohn hinaus eilen, kaum oder gar nicht glauben, nämlich, daß die Sünde überall verachtet, überall verpönt sei, sich überall bestrafe, daß sie überall Gewissensbisse mache. Darum will die Sünde sich überall, ausgenommen vor Ihresgleichen, verbergen, überall heucheln, nirgends als Sünde gelten noch erkannt sein, und nimmt sie überall den Schein des Erlaubten und der Anständigkeit an. In ihren Briefen in die Heimath schreibt sie gewiß nichts von sich. Sie schminkt sich erst noch oft recht sehr und nimmt sogar den Schein der Tugend an. Sie wird zur schönflackernden Flamme, in welcher sich die Mücken verbrennen, oder sich doch auf immer verkrüppeln. Jüngling! Was die flackernde Flamme versengte, wächst nimmermehr nach!

Selbst auf Reisen und der Wanderschaft, sei es, daß wir in Geschäften, oder um Arbeit zu suchen, oder zum Vergnügen und um der Gesundheit willen, wandern und ziehen sollten, dürfen wir nicht ohne Religiosität und Sittlichkeit sein, auch auf ihnen müssen wir an Den denken, dem wir angehören, in dem wir leben, weben und sind, von dem alle gute Gabe kommt, der sie uns geben und vorenthalten kann. Mit ihm müssen wir die Reise antreten, mit ihm jede Tagreise, wie zu Hause jedes Tagwerk. Darum müssen wir nun einmal auch auf unsern Kreuz- und Quersügen am Sonn- und Feiertage denken, es sei Sonn- und Feiertag, ein Tag des Herrn, und nicht nur unser Tag. Zwar sind es Alle, aber der Sonntag ist's im ausgezeichneten Sinne. Darum ist's nur ein Schein von Aufklärung, ein Zeichen der Ungelehrigkeit, zu sagen, es seien ja alle Tage gleich, und die Natur kenne keinen Tagesunterschied. Nun! so kennt ihn die Geschichte und das religiöse Menschenleben. Die Seelenkunde sagt uns deutlich, daß wir eines Sonntages, eines Tages Gottes und unserer Seele bedürftig, dringend benöthigt seien. Jedes braue Haus kennt einen solchen Tag, und jedes religiöse Gemüth kennt ihn gern und freudig. Darum sollten wir auf Reisen, wenn immer möglich, am Sonntag ruhig bleiben, und, wenn wir Gelegenheit haben, in eine Kirche, und wäre es auch nur eine muhamedanische oder gar heidnische, treten. Auch die Muhamedaner beten und schauen gen

Himmel, und die Heiden thun desgleichen. Beten sie mit uns nicht zum gleichen Gott und Herrn, so sieht doch der gleiche Eine Gott und Herr auf sie, nicht minder als auf uns. Es betet ja Jeder zu dem Gott, den er meint, und ihn in seinem Gemütthe hat oder verehrt. Hierin wird mehr auf Gott als auf uns ankommen, und uns Allen trifft es mehr an, wie er uns schaue als wie wir zu ihm aufschauen. Es thut dem Gemütthe unaussprechlich wohl, wöchentlich doch auch Einmal eigentlich religiöse Luft einzuathmen. Solches kann man aber in jeder Kirche. Jede ist für den gleichen Zweck: zur Erhebung des Gemüthes zu Gott erbaut. Ja, wenn lateinisch, griechisch, hebräisch gepredigt würde, höre zu. Ein Geist wird dir die Worte übersezen, daß du merkst, was du empfinden sollst. Das Wort als bloßes Wort nützt auch in der Muttersprache wenig oder nichts. Die Empfindung darf des Wortes ermangeln, nicht aber umgekehrt. Ein verstandenes und erst noch weises Wort dazu ist allerdings zehnmal besser. Auf Reisen jedoch handelt es sich nicht so fast um Belehrung in göttlichen Dingen, als vielmehr um eine Abziehung des Gemüthes von der sinnlichen Welt, um einen Aufschwung zur übersinnlichen, um eine religiöse Verklärung des Sichtbaren um uns her, unserer Geschäfte und Reise oder Wanderungen, um eine Ergreifung der höhern Welt mit heiliger Glaubensfreudigkeit. Ja, wahrhaftig! Man kann und soll auch religiös und christlich reisen, und die Religiosität

oder Gottseligkeit ist zu Allem nützlich. Sie kann alles, was wir denken, wollen, thun, leiden und erfahren, reinigen und herrlich machen. Ohne sie würden wir auf Reisen völlig weltlich, baare äußere und niedrige Natur; wir würden gleichsam nur Geschäfte, Wirthshäuser, Landstraßen, oder gar ein Kneipenleben; wir würden Gilwägen, Wirthshausgeschwätze, Tagesneuigkeiten, womit denn doch unserm eigentlichen Ich nur sehr wenig oder gar nicht gedient wäre. Oder meinstest du, es wäre dir damit wirklich gedient? O, an wie vielen hundert und tausend Reisenden nimmt man es augenblicklich wahr, daß das Reisen sie gänzlich verweltlichte, entgeistigte, noch sinnlicher machte, daß sie sich nur um die Gasthöfe und Geschäfte interessiren, ihr Sinn für das Höhere erstorben sei, sie sich von ihrem geistigen Tode zu Hause zuerst wieder erholen müssen, wenn sie wieder wahren Menschenwerth erlangen sollen.

Wir sollten erst noch auf Reisen Viel lernen, wenn man deswegen reist. Das Reisen ist in aller Beziehung ein potenzirtes Leben. Man nennt Leben Reisen und Reisen Leben.

Manche reisen nur um zu reisen. Die große Bewegung, der stete Wechsel der Dinge, die Neuigkeiten und die stete Spannung der Neugier gefallen ihnen an und für sich, von jedem andern Zwecke abgesehen. Andere reisen, um eigentlich ihre Neugierde zu befriedigen. Sie wollen sehen, wie es in der Welt außen stehe. Noch Andere reisen,

um sich freier zu fühlen. Auf Reisen ist man unbekannt, unbeengt und unbeklemmt. Die Sperrketten sind gesprengt. Man merkt es, sobald man außer dem Thor ist, und die Sonne hell in's Herz scheint. Man muß nicht, wie zu Hause, einen Lastwagen ziehen, ist nicht von allerlei Pflichten geplagt, wird nicht beobachtet, kontrollirt und kontrassegnirt. Darum möchte Mancher während seines ganzen Lebens reisen, und Reisen erscheint seinem muntern Herzen fast wie das höchste Gut. Er übersezt die Worte J. J. Rousseau's, die er vom Botanisiren sagt, so: Ich reiste bisher schon oft, ich reise jezt wieder, ich werde auch künftig, werde noch in der Ewigkeit reisen, wenn man in ihr reisen kann. Man sagt uns ja, daß man daselbst dann von Stern zu Stern reisen könne.

So höre ich Euch sprechen, Ihr wandernde und immer reiselustige Jünglinge! die Ihr so gerne den Tornister schnürt, den Hut tief in den Kopf drückt, einmal nach dem andern den beinahe auch reiselustig gewordenen Reisestof ergreift, Abschied nehmt, wiederkehrt, wieder fortwandert, und beinahe dem ewigen Juden, der keine bleibende Stätte finden kann, gleicht.

Aber warum reisen? Reisen ist keine Arbeit, kein Berufsgeschäft, keine eigentliche Pflichterfüllung; und dennoch reisen? Es kostet oft viel Zeit und Geld, oft die Gesundheit. Es kostete schon Tausenden sogar das Leben. Und, dennoch reisen? Das Reisen muß mit der menschlichen

Natur, deren Entwicklungs- und Bildungsgang in enger Verbindung stehen, weil sich schon das Kind aus dem engen Zimmer hinaus in's Weite und Grüne sehnt, der Knabe am liebsten Reisen liest, der Jüngling kaum zu Hause bleiben kann, der Mann noch gar gerne reist, und selbst der Greis noch kleine Touren macht. Offenbar jedoch ist, daß das Reisen auch mit der Berufsnatur in Einklang gebracht werden muß. Jeder kann und muß auf eigne Weise reisen. Man preist den Nutzen des Reisens, man lobt den Aufenthalt in der Fremde. Schon oft nannte man das Studium der Mathematik und das Reisen als die besten Mittel zur Bildung des Geistes. Man müsse einmal fremdes Brot essen, sich an Alles, an die Welt und die Leute gewöhnen lernen u. s. w. Gegenüber steht dann freilich die Erfahrung, daß das Reisen gar Manchen nichts nützte, Vielen schädlich gewesen. Der Zweck der Reise ist genau in's Auge zu fassen.

Unzählige berühmte Männer der Vorzeit machten große Reisen und hielten sich im Auslande sehr lange auf. Sie machten sich das Reisen zur Schule, zum Studium. Geistiger Bildung wegen schickten auch jetzt noch vornehme Eltern die Söhne mit einem Mentor auf Reisen, und Kook, Forster, Horner, Pallas, Humbold sind, was sie waren, zum Theil auch durch ihre Reisen geworden. Manche Jünglinge reisen jahrelang, durchziehen das halbe Europa. Frankreich wird wegen seiner Sprache, England wegen

seiner Industrie, Italien seiner Künste, Deutschland seiner Gelehrtheit und die Schweiz ihrer Gletscher wegen bereist. Wie angenehm schwazt es sich dann zu Hause vom Reisen, von seinen Städten, Sehenswürdigkeiten, Leiden und Freuden und Abentheuern! Wie schnell vereilen beim Glase die Stunden im Gespräche mit Solchen, welche die gleichen Städte und Länder besucht haben? Mancher, sogar Dürstige, gäbe seine Reiseerinnerungen um tausend Gulden nicht weg, und manches Handwerksmannes Stolz liegt beinahe einzig in dem, wo er gewesen, gearbeitet, und was er gesehen habe.

Die Wege und Straßen sind nun verbessert, alle Reismittel (nur nicht der Gelderwerb) sehr erleichtert, alles loht uns zum Reisen. Darum vernehmet, wanderungslustige Jünglinge! Wanderungs- und Zugvögel! einige nöthige Reiseräthe.

Wandle oder wandere vor Gott und sei fromm! Habe ihn überall und allezeit vor Augen und im Herzen!

Mit diesen Kerngedanken müssen wir anfangen, nicht um der Frömmigkeit überhaupt, sondern um der Reise selbst willen. Davon dürfen wir nun einmal nicht abweichen, oder wir gingen, wenn nicht gerade mit unsern Füßen, so doch, was mehr ist, mit unserer Seele irre. Der Erzvater Jakob, sei er übrigens gewesen was und wie nur immer! hat es so gemacht, und hiemit recht und vernünftig gemacht. Er war auf der Reise. Darum kamen

ihm denn auch Engel im Traume in den Sinn, und darum konnte er beim Erwachen sagen: Hier ist Gottes Haus! Jedem Reisenden begleitet Gott immer. Er kann nicht allein sein. Das ist unmöglich. Ein Vater sagte seinem Abschied nehmenden Sohne noch: Wenn du in der Fremde je eben etwas Böses thun willst, so suche einen Ort auf, wo dich Gott nicht sehen kann.

Sei auf der Reise immer munter, unermüdlich zu sehen, zu hören. Das: die cur hic? (Sage dir, weswegen du hier seiest) gilt auch der Reise. Willst du Menschen kennen, so gehe hin, wo Viele beisammen sind; willst du Werkstätten sehen, so gehe in die Werkstätten; willst du Sammlungen sehen, so besuche Sammlungen, u. s. w. Man sollte wähen, daß dieses gar nicht gesagt werden müsse, doch muß es gesagt sein. Wie Viele vergessen und vernachlässigen ihre Zwecke? Wie Viele ermüden und werden dadurch zu träge? Wie Viele fragen an Ort und Stelle nicht gehörig nach, und werden erst nach der Abreise inne, daß an dem so eben von ihnen verlassenen Orte für sie oft gerade das Interessanteste zu schauen gewesen wäre. Wir haben nun viele Reisewegweiser, die von jedem Orte, wenigstens Deutschlands, das Bemerkenswürdigste angeben. Ein solches Buch ist nöthig, um mit Nutzen zu reisen. In großen Städten sind wahre Bohndiener als Cicerone von einer Merkwürdigkeit zur andern in jedem größern Gasthose zu finden. Es ist jedoch nicht alles zu sehen. Man kann sich

ihnen nicht überlassen. Wenn ich Kunstsammlungen sehen will, so sollen sie mich nicht in Naturkabinete führen, und wer die Gartenkunst, die Kirchhöfe, die Lazareth und Schulen in Augsburg kennen lernen will, besuche nicht seinen Wasserturm oder sein Zeughaus mit der Kanongießerei. Man hat nicht zu Allem Zeit. An jeglichem Morgen muß der Küchenzettel für's Auge, den Geist geschrieben werden. Noch Andere ermangeln des nöthigen Geldes. Wie aber reisen Die, welche darin sparen, worin sie gerade am allerwenigsten sparen sollten? Man reist auch nicht um zu sparen, sondern nur mit Sparsamkeit.

Wer meist nur zur Befriedigung seiner Wissbegierde reist, bemerke sich doch ja die Regel, bei der ich mich sehr wohl befunden habe: An jedem Orte das zu allererst zu beschauen, was er an seinem Heimathorte nicht hat, was er noch nie gesehen, was dieser Ort Eigenthümliches hat. Wer wird z. B. in Dresden nicht zu allervörderst die große Gemäldesammlung beschauen, in München nicht die Glyptothek? Hernach mag man auch schon Gesehenes beschauen, um vergleichen zu lernen. Nur durch's Vergleichen bemächtigt man sich einer Sache ganz.

An jedem Orte, in jedem Gasthose benimm dich menschlich, d. h. kommentirt nicht anders als: sei genügsam, nicht pretenziös oder foderisch, mäßig, dankbar, freundlich, höflich (nicht höfisch), heiter, gemüthlich, und freigebig. Anaufere eher an dir als den Dienstleuten des Hauses.

An unbekannten Orten, bei unbekanntem Menschen sei vorsichtig mit dem Gelde. Zeige es Niemandem. Spiegle keine Kostbarkeiten. Winkelmann, der berühmte deutsche Kenner und Beurtheiler von Kunstwerken und Pretiosen des Alterthums, wurde von seinem Mitreisenden ermordet, weil er ihm seine aus Italien mitgebrachten Kostbarkeiten vertraulich vorgezeigt hatte. Gold laß nur in großen Gasthöfen, und nur in Gegenwart der Hausgenossen wechseln.

Hinterlaß durch Sittsamkeit und Bescheidenheit überall einen Ehrentamen. Man soll sich deiner gern erinnern, dich, wenn du wieder kömst, gern wieder sehen.

Sei weder im Gasthose noch auf der Straße, weder allein noch in Gesellschaft furchtsam oder angsthaft. Es wäre unmännlich, eines Reisenden unwürdig. Willst oder mußt du dich fürchten, so bleibe lieber hinter dem Ofen deiner Heimath. Furcht und Mißtrauen machen das Reisen zur Last. Hier ist jedoch nicht viel anzurathen. Mancher kommt in hundert Gefahren beinahe, aber nie ganz, um, ist dann aber in der hundert- und ersten noch so furchtlos wie vor der ersten, eben, weil er durch Hundert glücklich hindurch gekommen. Er hofft, er erwartet — immer das Beste. Der Andere hingegen fürchtet sich nach jeder noch so glücklich überstandenen Gefahr immer um so mehr, weil er endlich doch in Einer umkommen werde.

Der Regel nach ist man auf Reisen gesunder als zu Hause. Erliegst du, so vertraue denen, bei welchen du

bist. Beinahe überall findet man gute Menschen. Viele sterben auf Reisen, Andern und sich selbst ganz unerwartet, unerklärlich. Kein Reisender kann sich sagen, wo die Stätte seiner Ruhe sein werde. Wie manche Jünglinge kamen auf Gebirgen, in Wäldern, in Gasthöfen, auf Meeren und Seen, auf Land- und Seitenstraßen, bei Tag und bei Nacht um. Sie sind verschollen, und ihre Stätte ward nimmermehr gefunden. Nun! Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist. So oft man abreist, muß man es sich als möglich denken, daß man nicht dahin komme, wohin man will, und — nicht heimkehre. Ja! Man kann an jedem Orte den Wanderstab niederlegen. Darum muß man auf Reisen immer auf Alles gefaßt sein. Es dienen hier zwei goldne Sprüchlein. Raub ist das Eine, es macht aber stark. Es heißt: Komme was kommen mag; die Stunde rennt auch durch den rauhesten Tag. Das Andere ist sanft, und erquikt. Es heißt: Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Hieher gehört auch das Wort, daß kein Haar von deinem Haupte ohne Gottes Willen falle.

Das Reisen verdient eine Lobpreisung. Es macht geisteskräftiger, gewandter, eiliger; es macht gemüthskräftiger, froher; es macht umsichtiger und unerschrockener, selbstständiger, besonders das Reisen nur mit sich selbst. Es belehrt, es schließt uns uns selbst, die Menschen und viele Welt auf. Es macht vielseitiger, und zerstört eine Menge

Vorurtheile. Man wird die Wahrheit des Sprichwortes „Hinter dem Berge wohnen auch Leute“, inne. Es macht weiter. Hinter dem Ofen Erzogene sind gewöhnlich eng im Denken und engen Herzens. Sind sie es nicht, so sind sie entweder durch ihren tüchtigen Verstand und ihr wohlwollendes Gemüth davor geschützt geblieben, oder sie haben den Mangel des Lebens im Auslande einigermassen durch Lektüre ersetzt. Doch ist das Gelesene nicht das Gesehene. Darum aber macht uns das Reisen weiter, weil wir die Länder, in denen wir gewesen, oder auch nur durchreist haben, einigermassen zu unserm Vaterlande rechnen. Der Schweizer, der Deutschland, der Deutsche, der die Schweiz gesehen, nimmt auf immer am gesehenen Lande warmen Antheil, und für eine Stadt, in welcher wir eine zeitlang, wie eine Besatzung lagen, wagten wir unser Leben mit Freuden. Wer in Brasilien gewesen, schickt, wenn er kann, Nothleidenden bis nach Brasilien Hilfe. Magelhaen, Forster, Kook, Krusenstern, Horner, welche die Erde umreisten, müssen die Erde, den ganzen Ball für ihr Heimathland halten. Sie sprachen ja vom Feuerlande, Neuholland, Japan, wie wir von unserm Nachbarlande. Und wie manche vortreffliche Menschen lernen wir im Auslande kennen! Wie manche liebe, freundliche Bekanntschaft und Freundschaft wird in ihm angeknüpft! Man kann sie später für seinen Beruf, für reisende Freunde, ja, ehe man es sich recht denken kann, für seine Söhne benutzen.

Jünglinge! Als ich einem meiner Söhne (einem Landwirth) Baarschaft und den Wanderstab in die Hand zur Reise in die Welt gab, gab ich ihm auch ein Oktavblättchen mit Namen und Zeichen. Die Einen Namen soll er allenfalls mir nur grüßen, die Andern werden ihm bei Gelegenheit freundliche Dienste erweisen. Bedürfe er Solche, so solle er sie auffuchen. Den Dritten soll er nur seinen Namen nennen, so werde er augenblicklich gleich einem Sohn des Hauses sein. Und er machte es also, und es geschah also! Jünglinge! Ihr sehet, daß ich immer Erfahrungen ausspreche.

Wir sind mit unsern Gedanken wieder am Orte, wo wir unsere Studien machen, oder als Commis in einem Comptoir angestellt sind, oder als Handwerksgesellen in einer Bude arbeiten. Von unserm Verhältniß zu diesem unserm Aufenthaltsorte in der Fremde und zu unserm Vaterlande ist noch ein besonderes, doch kurzes Wort zu sagen. An jedem solchen Orte wird auf unsre Landsmannschaft Rücksicht genommen. Jeder kann seinem Vaterlande Ehre und Unehre, Jeder jedem später dahin kommenden Landsmann im Voraus Kredit oder Mißkredit machen. Auf Hochschulen wissen die sogenannten Philister sehr wohl die Landsmänner: die Ungarn, Rheinländer, Ober- und Niedersachsen, Westphalen, Kur- und Piesländer, Schweizer, Baiern u. s. w. in Betreff der Sittlichkeit von einander zu unterscheiden. Die Einen werden vorgezogen, die Andern nach-

gesetzt. Man weiß wohl, welcher Namen am öftersten am schwarzen Brette stehen, welchen Signalements nachfolgen. Ueberall fand ich durch meine Vorfahren meinen Namen, meinen Kredit präparirt. Wer Vaterlandsliebe hat, machts so. Sie kann und muß sich nicht nur im Schlachtfelde zeigen.

Ich habe mit Euch, Jünglingen, aus dieser wichtigen, entscheidenden Periode noch Manches für Euch auf dem Herzen. Es sind der Dinge drei. Und wenn auch nur drei unter Euch ihrer bedürfen, so wird's gut gesprochen sein.

Mancher bleibt im Auslande auf immer, und kehrt nie wieder in sein Vaterland zurück. Die Umstände gestalten sich so. Er verliebt sich in ein Mädchen, und setzt sich mit ihm irgendwo. Es kann so auch gehen. Die Erfahrung sagts. Es kann jedoch auch so nicht gehen. Die Erfahrung sagts nicht minder laut, denn, die ersten Jahre sind nicht die zweiten, dritten, nicht die letzten. Der Weg ist anfangs rosig, später oft dornig. Vielleicht paßt deine Gattin nicht in deine Heimath, vielleicht du auch nicht ganz für die ihrige. Deine ganze Verwandtschaft mangelt dir, dir mangeln auch deine Jugendfreunde, die doch gewiß nicht zu verachten sind. Du bist, wo du bist, nicht Bürger. Du sehnst dich, wenn du älter geworden, gewiß nach deinem Vaterlande, nach deiner Heimath, und es wandelt dich eine, dir früher ganz unbekannte Sehnsucht nach

den Deinigen an. Dein Loos will dir nicht mehr gefallen. Schlimmer noch, wenn zwischen dir und deiner Gattin erst noch der große Unterschied der Konfession steht. Ihr zwar füllet die Kluft befriedigend aus, aber Eure Kinder zerren auseinander, und die Verwandtschaft und Umgebung macht die Kluft oft noch viel größer. Hierin ist viel Vorsicht nöthig!

Andern winkt ein anderes Verhältniß. Sie haben sich durch Leichtsinnsamkeit samt Zubehör heruntergebracht, haben jedoch Talent, Gewandtheit, Schlaubeit, Kühnheit, Beredsamkeit, und ein angenehmes Aeußeres. Es sind die Suintiers. Solche werden gemeinhin Schauspieler. O, lerne die Schauspieler, wie sie gewöhnlich sind, nicht auf der Bühne, sondern hinter den Koulissen kennen. Frage die Ernsten, die Wahren unter ihnen, wie sie ihren Stand beurtheilen, was er ihnen sei, und gewähre, und — ob sie ihm denselben anrathen. Das würde selbst Jffland, Esclair, Seidelmann nicht thun. Seidelmann ist gewiß nicht durch die Bühne, sondern durch seine große studirte Kunst, und — durch die ihm gewährte große persönliche Verehrung glücklich. Nur dramatische Genie's nehmen die Achtung mit sich in's Alter. Die meisten Andern verblühen, verwelken arm und verachtet. Unsinnig und menschenlästerlich verweigert ihnen Frankreich sogar das kirchliche Begräbniß. Wer seinen dramatischen Beruf rein auf dem Standpunkte der Kunst auffaßt, und ununterbrochen sich auf ihm kultiv-

virt, der wird, wie sonst kaum Einer, ein Spiel des Meides, Hasses und der Verfolgung seiner Genossen. Traurige Lebensbestimmung! Jüngling! Durch die enge Pforte des Ruhmes gehen nur sehr wenige Schauspieler, und durch die des Lebensglükes unter Tausend nur Einer ein. Laß dich nicht berauschen! Fühlst du die geringste Neigung zur Bühne in dir, so — fliehe sie. Mit Neigungen darf man am allerwenigsten scherzen. Jede unbewachte kann und muß unter Umständen zur Leidenschaft werden. O wie manches herrliche Talent ist schon auf den Brettern irre gegangen. Auch ist die Rückkehr von den Brettern auf den Erdboden, auf den Boden, auf dem die Andern stehen und verkehren, sehr schwer. Kehrest du zu diesen zurück, so ginge dir keine Empfehlung voran. Man sähe in dir einen Taschenspieler mit Worten. Die Schauspieler sind ja wirklich Etwas dieser Art. Taschenspielern traut man im Ernst des Lebens nicht recht.

Oder, du wirst in irgend einer Verzweiflung Soldat, lässest dich anwerben, nimmst Kriegsdienste. Hast du jedoch nach Hause nicht einmal schreiben wollen, du seiest Schauspieler geworden, vielleicht wagst du es noch weniger zu schreiben, du habest dich anwerben lassen. Oder, du wirst Soldat, weil du immer Neigung zu seinem Dienste hattest, aber nicht wählen durftest. Jetzt kannst du wählen. Oder, die Studien sind dir verleidet. O, nur nicht in der Verzweiflung gewählt! Unzählige reizt jede Trommel, jede

Trompete. Ihr Ton kann den Entschluß augenblicklich hervorrufen. Der Reiz, etwa freiwillig eine Campagne mitzumachen, ist für manchen Jüngling in Verlegenheiten entscheidend. Es muß ja Krieger geben, denn, es ist Krieg immer gewesen, und Krieg wird sein. Er ist uralt. Schon zur Zeit Loths wollte Laamor mit Waffengewalt zehen andere kleine Könige erdrücken. Da schnallte Abraham selbst mit seinen vielen Knechten die Waffen an sich, und — zog zum Kriege, überfiel den siegestrunkenen Eroberer, schlug ihn und rettete die Bedrängten. Der Krieg ist auch immer jung, ist im Kinde. Es liebt den Trommelschlag, der Knabe prangt im Kriegsfleide, Montur genannt. Sogar das Roß liebt die Trompete. Waffenübungen sind den Schülern am liebsten, und Feuer und Knall sind ihre Lust. Es ist, als ob der Krieg uns in die Brust eingepflanzt sei. Wen ergreifts nicht, wenn die Trommel für's Vaterland wirbelt, und das Recht, die Ehre, der Boden, die Verfassung, das Eigenthum, und die Freiheit der Heimath vertheidigt werden sollen. Ja, namentlich den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehn für's Vaterland in Kampf und Tod zu gehn! Und wer möchte sich nicht einen hohen Militärrang, einen Militärverdienstorden, wer sich nicht Narben erringen? Wer auf dem Schlachtfelde stirbt, von dem sagt man erst noch, er sei auf dem Bette der Ehre gestorben. Aber, wie ganz anders, ja in einem völlig entgegengesetzten Sinne, erscheint uns alles militärische Streben in einem

uns fremden Lande, dessen Interesse wir nicht theilen können? Für ein fremdes Land, einen fremden Fürsten, eine fremde Verfassung, vielleicht im ungerechtesten Kriege, verbluten oder verstümmelt werden, hat keinen vernünftigen Zweck. Darum kann wohl nur der Abentheurer oder der an allem Anderartigen Verzweifelnde seine Rettung im Kommisbrot suchen. Ja, aus dem Soldatenstande einen Beruf machen, heißt wahrhaftig nicht, seine Lebensaufgabe lösen, sondern, sie ungelöst lassen. Im glücklichsten Falle würde dir eine Pension für lange Dienstjahre, oder eine Ehre für deinen Muth zu theil. Ei! Welch ein Unterschied ist erst auch noch zwischen dem Krieger, der allenfals aus innerm Antrieb in irgend einen Kriegsdienst tritt, den Krieg und die Waffe studirt, und sich in seinem Stande seiner Stellung und seiner Selbst würdig benimmt, und dem, der einzig aus Verachtung der Pflicht, aus Trägheit im ergriffenen Beruf, in's Spiel, in die Böllerei und in die Unzucht versunken, von Schuldherrn verfolgt, nach Verbrechen, deren Folgen er entfliehen will, schnell den Soldatenrok anzieht! Eben Versunkene, Verzweifelnde, wanken oft lange zwischen Schauspieler und Soldat. Aus dem Schauspielergewande kann sich Jeder leicht selbst wieder herausziehen, aber aus dem Soldatenroke kann Mancher nur durch schwere Opfer wieder losgekauft werden. O, wären Losgekaufte nur wieder in's rechte Gleis gekommen! Viele verwildern bald genug — unverbesserlich, unerrett-

bar, müssen sogleich wieder dienen auf's neue, der Trommel folgen, werden degradirt, und vom Regiment verjagt. Ihrer wartet Schande. Der Eltern Segen kann auf sie nicht kommen, die Freunde haben sie verloren. Die Thüre zum Gefängniß ist ihnen schon lange offen, oder sie fallen ehrlos, frühe als Taugenichtse der öffentlichen Arbeit und Armuth anheim. Besser, sie wären im Kriege erschossen worden!

Noch könnte und sollte ich vielleicht, weil Viele von Euch sich den Studien, welches Faches nur immer! widmen, und die Hochschule besuchen werden, von der Hochschulezeit und von Studien sprechen. Wirklich will ich darüber Etwas, was jedoch mehr und minder sich auch die Nichtstudirenden bemerken sollten, sagen.

Ihr fühltet Euch als Studirende schon zu Hause höher als Andere, d. h. Ihr kamet Euch selbst höher vor, deswegen jedoch den Andern nicht auch. Vieleher hielt sich der junge schlanke Offizier in seiner hübschen Montur, mit seinen Epauletten, seinem Schnurrbart und langen Carras, oder ein Handlungsjunge in einem reichen Handlungshause, oder selbst ein geschickter Handwerksbursche, für eben so hoch oder noch viel höher. Jeder Stand hat seinen Stolz, daher die Reibungen. Aber wie in monarchischen und aristokratischen Staaten überall von einem Adelsstolz, in merkantilischen vom Geldstolz, in artistischen Ländern vom Künstlerstolz, in gelehrten Städten von dem Gelehrtenstolz

gesprochen wird, so, überall, wo Militär ist, vom Militär, wo studirt wird, vom Studentenstolz. Machen die Studien stolz? Oder denken sich die Studirenden schon als Studirte? Als Gelehrte und Weise? Immer waren nur die Mindervortrefflichen eitel, dünkeltast, hochmüthig, die Ersten nie. Wer zuvörderst sein will, muß bescheiden sein. Die Korporale und Weibel sind meist viel eitler, als die Generale und Präsidenten. Von der Bescheidenheit, von der Demuth Christi will ich nichts sagen, sonst sezet Ihr mir augenblicklich seine höhere Natur entgegen. Auch die Bescheidenheit des Sokrates citire ich nicht, weil er sie nur gegen die hochmüthigen Sophisten als Ironie anwandte. Aber den Plato, den göttlich Genannten, den Herrlichsten unter den Gelehrten, nein! den Weisen in Griechenland und den unsterblichen Pythagoras, von dem man sagte, man könne nicht sagen, ob er schöner oder reicher oder beredter oder tugendhafter oder gelehrter gewesen, diese citire ich. Das nahm sich doch gar nett aus, als Plato bei den olympischen Spielen einem Fremden, der kein Zelt mehr finden konnte, das Seinige zur Theilnahme anbot, mit ihm nun einige Tage und Nächte aß und trank und plauderte und schlief, ihm alle Gefälligkeit erwies, ihm auf die Frage, ob er den Plato kenne, erwiederte: „Ja, allerdings kenne ich ihn, weil ich selbst auch von Athen bin“, sich ihm dann, weil er Plato besuchen wolle, als Mitreisenden anbot, in Athen dann den Fremden Plato's Wohnhaus zu-

führte, vor seinem eignen Hause stille stand, klingelte, der Diener herunter kam, die Pforte öffnete, der Fremde anfragte, ob Plato zu Hause sei, und ob er ihn sprechen könnte; der Diener dann aber, da er seinen Herrn neben dem Fremden stehen sah, nur die Augen aufsperrte und nichts sagen konnte, endlich, als der Fremde, böse geworden, heftiger fragte, zornig erwiderte: Da steht er ja, Plato, mein Herr! und Plato lächelte. Wie mußte der Fremde staunen! O, der Bescheidenheit Plato's! Unzählige plazen mit einem elenden Titelchen, mit den kleinsten Verdiensten augenblicklich heraus. Auf die Bescheidenheit sollte sich der Studirende schon im Gymnasium, im Lyceum, in der Gelehrtenschule eben sowohl als auf die Wissenschaften vorbereiten. Poltronerien, Grobheiten, Impertinenzen bereiten nicht vor. Auch Studentenstreiche, die häufig so wohl aus der Unbescheidenheit als aus dem Muthwillen hervorgehen, sind, weder im verjüngten noch größten Maasstabe, Vorbereitungen. Cicero sagt, die Studien oder Wissenschaften sollten bilden. Streiche bilden nicht. Etwas wird man allerdings, denn auch die moralische Knauferei taugt nichts, jungen, muntern, zum Theil wilden Talenten zu Gute halten müssen und wollen. Wir müssen hier eine Weile stille stehen.

Handelt es sich nicht um eigentliche Tugenden, so handelt es sich so doch um die Sitten, die mit Sittlichkeit das Wurzelwort theilen. Es gibt Sitten, die eben nichts

anders als der Ausdruck eines nichts sagenden Gebrauches sind, und darum mit dem Begriffe „Gebrauch“ zusammenfallen. Von diesen heißt im Scherze: der Gebrauch sei ein guter Mann; er lasse mit sich machen, was man wolle, und der Pumpernikel werde gesungen; wo es „der Brauch“ sei. Es gibt jedoch auch Gebräuche, die man an sich haben, die man üben muß, wenn man ein gesitteter und sittlicher Mensch sein will. Zu den Ersten gehören eine Menge Kleider-, Tisch- und Sprechmoden (aber ja nicht alle!), zu den letztern die Wohlansständigkeit, von der Plato so viel und schön gesprochen. Sie fällt mit der Anmuth, mit der Charis beinahe zusammen. Rohheit, Barschheit, je nach der Gesellschaft selbst die Derbheit, gehören aber nicht zu ihr; auch die Poltronerie nicht. Diese ist das Gegentheil der Bescheidenheit und eine Verachtung des Wohlansständigen und Anmuthigen, eine Frechheit gegen würdige freundliche Sitten. Sie ist etwas Kynisches (Kynisches) d. h. Hündisches.

Wie? wenn der junge Bursche (ältere Poltrons gibts wenige, junge nur zu viele!) in eine Gesellschaft, wo nur immer! sei es auch in einem Gasthose, oder gar, wo die besten Sitten gelten müssen und von Allen erwartet werden, eintritt, einpoltert, frech um sich schaut, noch frecher die Frauen in's Auge faßt, herauf und herunter stolziert, den Kellner barsch ankommmandirt, den Hut tiefer in den Kopf drückt, sich den Schnurrbart vor dem Spiegel streicht, dann

den Hut an eine Wandschraube hinauf wirft, das erste Glas herunterstürzt, mit Wohlgefallen wahrnimmt, daß man sich an ihm ärgere, den Stof schwingt, den im Zimmer ihm Begegnenden nicht ausweicht, auch das zweite Glas herunterstürzt, das dritte, beim Einschenken vorsätzlich, vornehmgleichgültig meist verschüttet u. s. w. soll das des Jünglings werth sein? Was soll man thun? Ihn glauben machen, man ehre, man fürchte ihn? Man verachtet den Ekelhaften, man flieht seine grobe Atmosphäre, man isolirt den N... mitten in der Gesellschaft, im Lande, macht ihn zum Robinson. Oft aber findet der Grobian noch einen gröbern. Dann fühlt er sich beschämt und im Schatten, oft entblößt ihn ein lustiger Witzbold, oder ein feiner Geistreicher, an den er sich wagen will. Seinen Meister findet Jeder! Am meisten solcher Poltrons habe ich unter Studenten, Adelichen, Offizieren und Musterkartenreutern gefunden. Die Studenten fand ich noch am gutmüthigsten, die Adelichen am unerträglichsten, die Offiziere am größten, die Musterkartenreuter am lächerlichsten. Folgende Geschichte, Jünglinge, ist sehr interessant:

Ein ältlicher, kleiner Mann in schwarzer Kleidung, saß in einem Gasthose des Abends beim Kerzenlichte an einem Nebentischchen in einem Billardsaale, rauchte seine Pfeife, und las eine Zeitung. Im Saale spielten viele Offiziere Billard. Einer paradirte und stolzirte mit seinem Queue auf und nieder, besah das Männchen verächtlich, nabte sich

ihm, und sagte: Warten Sie, Herr Schulmeister! ich will Ihnen die Kerze puzen, löschte sie ihm aus, und lachte hell auf. Der Fremde aber steht ganz ruhig auf, zündet die Kerze an einem andern Tische wieder an, und liest wieder. Bald naht sich der Dffizier wieder, bückt sich, und fragt, „und was denn, Herr Schulmeister! lesen Sie immer? Belehren Sie uns über irgend Etwas“ und — drückt ihm die Pfeife entzwei. Laut lacht der Poltron; die Uebrigen lachen Alle mit. Ganz ruhig sagt der Fremde zum Kellner: Geben Sie mir eine andre Pfeife! Dieser Herr da hat mir die Meinige zerbrochen. Die Dffiziere sagen: Fürwahr: das ist ein köstlicher Kerl! den bringt nichts außer Fassung! Bald verließen Alle das Zimmer, und begaben sich in den Speisesaal hinauf, der Fremde allein blieb zurück. Als Alle droben saßen, geht auch Er hinauf, sucht den Poltron, schreitet langsam und fest zu ihm hin, nimmt ihn bei einem Knopfe seines Kamisols, fixirt ihn ernst, und sagt mit starkem Tone in gebrochnem Deutsch zu ihm: Herr! Sie haben mich beleidigt! Ich will Genugthuung. Lachend wollte ihn der Dffizier von sich stoßen. Der Fremde aber ließ den Knopf nicht los, und sagte: Ich bin Dffizier wie Sie. Ich bin Kapitän bei der Artillerie in England. Er nahm, es zu beweisen, sein Diplom aus der Briestafche und legte es ihnen vor. Sie erstaunten. Es war ihnen nicht recht. Seine Worte waren noch: Herr! Sie müssen sich mit mir schlagen. Ich fodere Sie! Und

zwar auf die Pistole, denn ich, als der Beleidigte, kann die Waffe bestimmen. Morgen um sieben Uhr erwarte ich Sie auf dem N. Plaze. Der Offizier wollte noch lachen, aber es ging nicht mehr. Einige lachten noch. Kefer noch sagte der Fremde: Lachen Sie nicht, meine Herren! denn auch Sie müssen sich mit mir schlagen. Sie haben alle gelacht. Auf früh sieben! auf die Pistole! Adieu, meine Herren! Ja, auf Wiedersehen. Und er verließ sie.

Die Sache kam ihnen sehr spaßhaft und ernsthaft vor. Die Tafelfreude war hin. Der Poltron war wortarm, sein Scherz trocken. Es ging nicht mehr recht. Gerne wollte er aus der Sache nur einen Spaß machen, die Andern aber sagten, das gehe nicht mehr. Die Nacht war in ihm unruhig. Um sieben Uhr zogen sie sämmtlich in Erwartung der Dinge die kommen werden, an den bezeichneten Ort. Der Fremde war mit seinem Johann schon lange da. Er war angethan mit seiner kostbarsten Uniform und vielen Ruhmeszeichen. Neben ihm stand ein Tischchen mit einem Kästchen, worin sechs der kostbarsten Pistolen, Arbeiten der besten Meister. Man mißt einsilbig, schweigsam die Schußweite. Niemand lachte. Der Kapitän trat einige Schritte vor, und sagte: Meine Herren: Ich bin der Beleidigte! Ich habe den ersten Schuß. Lassen Sie mich aber vorher einmal meine Pistole probiren. Johann! wirf einmal ein Stück Gold in die Höhe. Er warf, der Kapitän schoß es im Fallen. Wirf noch einmal Etwas.

Er warf eine Pflaume. Er schoß auch sie. Der Saft besprizte alle. Der Poltron erblaßt, zittert. Auf allen Gesichtern lag tiefster Ernst. Der Kapitän stellt sich auf seinen Standpunkt. Da sprach er: Meine Herren! Ich verzichte auf meinen ersten Schuß. Schießen Sie, Herr! zuerst. Sie treffen mich doch nicht, Sie sind ja todtenblaß. Sie zittern. Ihr Gewissen zittert in ihrer Hand. Sie sind eben nur ein Poltron; Sie sind ein schlechter Mann. O, Sie treffen mich nicht. Schießen Sie, wenn Sie können. Der Poltron wußte nicht mehr, wie ihm wegen dieser Verachtung war. Aber, er mußte schießen. Er traf nicht. Festen Muths war der Kapitän gestanden. Dann ergriff dieser — eben die furchtbare Pistole, lud sie langsam. Todtenstille herrschte. Da sprach er wieder: Nun, meine Herren! werde ich schießen. Die Kugel soll durch sein Herz gehen. God damn! Da steht er; bald vor Gottes Gericht! Gnade ihm Gott! Seine Seele muß aus seinem Leibe heraus. Beten wir Alle für seine Seele vorher noch ein Unser Vater. Hut ab! meine Herren! Unwillkürlich zogen sie alle den Hut ab. Da sprach er laut, langsam, feierlich dem schon Halbtodten und Allen das Unser Vater vor. Das Amen betonte er furchtbar. Sie sezen die Hüte wieder auf.

Nun! nun! Er nimmt Positur, spannt, zielt, zielt lange. Himmel und Erde bangten. Plötzlich — schießt er seine Pistole in die Luft, wendet sich, steht alle verächtlich

an, und sagt: Meine Herren! Dieser ist nicht einmal einen Schuß Pulver werth! pakt ein, und — verläßt sie.

Der Poltron wird niemals mehr einen Schulmeister gehöhnt haben!

Dem Poltron gegenüber steht der Gef. Man kann jedoch Beides sein. Ersterer affectirt Muth, Mannheit, Thatkraft, letzterer Artigkeit, Höflichkeit, feine, gleichsam firirte, gepuderte Sitten. Meist ist er ein feiler Schmeichler, und Frauenknecht. Alles an ihm ist gepuzt und gepüzelt. Seine Kleidung, sein Hut, seine Kravatte, sein Rok, seine Weste, seine Beinkleider, seine Stiefel und Schuhe, sein Stöckchen und sein Spiel damit sind immer nach dem Modejournal von gestern oder gar von heute. Materie und Form, Leib und Seele sind an ihm Eins, d. h. die heutige Mode. Er ist beim Frauenzimmer lauter Süßigkeit, Zucker und Honig. Er schmeichelt und lügt, er büßt sich und kriecht. Ist dieser Wicht oder der Obige ekelhafter? Der Gef ist nur ein Poltron auf dem entgegengesetzten Pole. Eben solch' ein Gef mit Rosen statt Schnallen auf den Schuhen, und feingedrechelt in Allem, wollte die Aufmerksamkeit, die Bewunderung aller Anwesenden auf sich ziehen, aber, sie bewunderten ihn nun einmal nicht. Immer hatte er an seiner Kleidung zu ordnen, immer besah er sich im Spiegel, und alle seine Bewegungen waren gar zierlich. Er bewunderte sich selbst, war wie Narziß in sich selbst verliebt, aber Andere bewunderten ihn nun einmal nicht. Es

war ihm ärgerlich. Ein Herr saß lesend. Diesem wollte er sich bemerklich machen. Aber gerade dieser sah ihn nicht einmal an. Unwillig fragte er ihn gar köstlich: Darf ich fragen, welches das Buch sei, das uns Ihre angenehme Unterhaltung entzieht? Der Lesende, nachlässig den Titel aufschlagend, erwiedert: Der unbescheidene Neugierige. Das Herrchen, plötzlich tapfer geworden, äußert: Herr! Sie sind mir Genugthuung schuldig! Der Fremde aber: Gut! mein Herr! Ich war ja schon Soldat, als Ihr Vater noch mein Regimentschneider war. Ein schallendes Gelächter trieb den Gef aus dem Saale. Vespasian sagte einmal zu einem geschminkten Offizierchen: Ich wollte lieber, du röchest nach Knoblauch statt nach Pomade. Auch ein Gef ist wahrhaftig keinen Schuß Pulver werth.

Allerdings wähnen die Gefen, noch zehnfach eitler als das eitelste Mädchen, sich dadurch beim Frauengeschlechte beliebt zu machen. Um Dieses flattern sie vom frühen Morgen bis Abends spät, und träumen immer von Frauenglück, obschon sie keines Frauenglükes werth sind. Jünglinge! woran Euch die Frauen messen, wornach sie Euch werthen, wenn Ihr Solches noch nicht wisset, so belauscht, ohne Unbescheidenheit, gelegentlich die Gespräche der Frauen über die Männer und Jünglinge. Ihr werdet bald inne werden, daß Verstand, intelligible Tüchtigkeit, Sittlichkeit, Berufstüchtigkeit, Manneskraft und Muth, die moralische und ökonomische Schutzkraft des Mannes — ja, daß sie diese

nur ehren, diesen nur sich und ihr Glük anvertrauen, diese als Maafstab an Euch legen. Denen, die darin die Ersten sind, ziehen sie allen Andern vor.

Ein dunkles Gefühl sagt ihnen, daß darin ihr Schutz für sie sei. Das Weib will durch den Verstand und die Tüchtigkeit des Mannes geschützt sein. Frauen verachten den Dummen auf's allerärgste, Frauen wollen, daß der Mann sie an Intelligenz übertreffe, Frauen wollen mit ihrem Manne stolzieren: O, Diesem habe ich gefallen! Frauen verachten den, der sie nicht mit festem Arm und sicherem Fuße führen könnte, in Gefahren vor Menschen und vor Thieren von ihnen wegstöße, sie nicht mit seinem Talente zu ernähren im Stande wäre. Nie trauen sie darin dem Gekn, und, wenn ihm irgend Eine doch die Hand reicht, so reicht sie sie nur seiner Familie, seinem Gelde, der Konvenienz. Die Frauen haben in Dingen, die sie angehen, einen Takt, dessen Feinheit namentlich die süßen Herrchen gar nicht ahnen. Gekn sind nur für Närrinnen, und nur Närrinnen sind für sie. Am meisten Gekn gibts unter den Offizieren und jungen Kaufleuten.

Kleidet Euch, Jünglinge! rein und geschmackvoll; huldigt der Mode, nur nicht in Allem, und nicht sogleich; laffet Euch nicht von Paris verschreiben, was wir allenfalls den Kinderchen unter den Mädchen verzeihen wollen; helfet den Vorwurf, daß die Männer noch eitler als die eitelsten Närrinnen seien, zerstören; ahmet nur die naturgemäßen und

ästhetischen Moden nach; zeigt, daß Ihr etwas Tüchtigeres wollet als Mode, etwas Tüchtigeres geben könnet als Mode, etwas Tüchtigeres seid als Mode.

Lasset mich noch von einem dritten auch hier wieder sprechen: von der Lektüre.

Die Kinder- und Knabenzahre sind mit der Schulbücherzeit vorüber, und die Fibeln aller Art sind nun, wir wissen selbst nicht, wo.

Als ich ein Kind war, las ich auch was und wie ein Kind, nun ich aber ein Jüngling bin u. s. w. Ich lese, was Andere lesen, lese, was ich kriegen kann, lese, was mir als kurzweilig angerathen und gegeben wird. Es soll zwar gut sein, aber, besser wäre doch noch besser! Alles zu lesen, hat man nicht Zeit. Wer Alles lesen wollte, was an jeder Oster- und Michaelismesse angezeigt wird, würde, läse er sogar Tag und Nacht, innert der dreihundert und fünfundssechzig Tage des Jahres nicht fertig werden. Man muß auswählen. Man soll das Gute und das Beste wählen. Man muß wissen was, und eben so wohl, warum man lesen wolle. Man lese ja nicht, nur um die Zeit zu verjagen. Es wäre um die Zeit schade! Leset auch nicht nur Ränke und Schwänke. Lasset diese den nur den Spaß Liebenden. Leset nicht Liebesromane von blauen Augen und silbernen Monden und lispelnden Harfen und seufzenden Felsen und rieselnden Bächleins und allerlei Ach und O, von Daphnen und Eblotilden. Solche Lektüre verweich-

licht, zerstört die Mannskraft des Gemüthes. Lasset Siegwarts Klostergeschichte dem Kloster, und Werthers Leiden dem Werther. Die alten Griechen verachteten solche Bekürre. Ja, lasset solches den fünf unklugen Jungfrauen, deren Ihr doch keine ehlichen wollet. Oder, wollet Ihr Romanhelden werden? Werdet Helden im Arbeiten, Helden im Kampfe gegen das Unrecht und das Elend des Lebens. Das Lesen von Ritterromanen könnte Euch allenfalls dazu weken, hiefür begeistern, stählen, wenn in ihnen nicht so viel Narrisches, Unwahres und Unmögliches wäre. Ihr sollet ja auch keine Don Quixote's werden. Die meisten Theaterstücke sind zweifelhaften Werthes. Poesien anderer Art, die edlern, fordern oft vielen poetischen Sinn. Das Epos ist des Jünglings wahre Sphäre. Homers Odyssee, der Nibelungen Lied, Herders Eid, Ihr könnet solches nie zu häufig wieder lesen. Alles Meisterhafte muß man vielmal lesen. Sonst bildets nicht, sonst wirds nicht Saft und Blut, sonst wächst es nicht in uns, und wir, wir wachsen nicht mit ihm. Selbst die ausposauntesten Klassiker enthalten viel Unbildendes und Verbildendes. Ich meine auch die Deutschen. Vergöttern sollte man Keinen! Sind sie der Genius der Zeit, und soll nur noch der Cultus dieses Genius gelten, so — geht man irre. Es muß von jedem Buche, das wir lesen, ein wenig Geist und Gemüth in uns kommen, etwas auf ewig Behaltenswerthes genommen werden können. Von unsitt-

lichen, lasterhaften, irreligiösen Büchern spreche ich, wie viele ihrer herumgeboten werden, auch nicht ein einziges Wort!

Die religiösen Schriften in unserm Büchergestell müssen die schönsten sein. Ueber unsern Beruf müssen wir nothwendig sehr viel lesen. Reisen und gute Geschichtswerke sind sehr empfehlenswerth. Manche Bücher wirft ein vernünftiger Mensch schon weg, nachdem er einige Seiten gelesen. Schon mancher Titel ist nichts werth. Man muß geradezu sogar von sehr gepriesenen Büchern sagen: das habe ich nicht gelesen und werde es nie lesen! Ein witziger Schriftsteller räth die Bücher an, die allgemein gelobt werden, und doch beinahe Niemand lese.

Wir sind in Gedanken auf der Hochschule. Auf Hochschulen und beim Regimente kommen Duelle vor. Das Alterthum kannte sie nicht; es kennt sie der ganze Orient und Süden nicht. Sie gehören dem keltischen Stamme an. Es ist gewiß, daß man den vollen Mannsmuth nur vor dem Tode zeigen kann, und dem Leonidas, Winkelried, Lanjünais und Hauptmann Weiß kann kein einziger Mensch seine Bewunderung, sein Erstaunen, seine Verehrung versagen. Der Duellant steht vor seinem Tod hin. Der Kampf klingt hell und ist schön, wenn die silbernen oder stählernen Waffen auf einander schlagen. Jeder solcher Kampf ist poetisch. Gilt es die Ehre, so liegt Großes in ihm. Aber der große Gustav Adolf verachtete

und haſte ihn doch; er ſagte, daß das Blut nur fürs Rechte, für Tugend, Religion und Vaterland vergoffen werden, und wer Blut, auch im Duell, vergieße, ſein eigen Blut hergeben ſoll. Darum ließ er einmal, zum Schein in einen Duell zweier ſeiner Offiziere einwilligend, einen Galgen für den Sieger erbauen. Da unterblieb der Duell. Weiſe Regierungen bieten alles auf, um die Muſenſöhne vom Duelle abzuhalten. Länger wird man den Kriegern, deren Handwerk ſonſt blutig iſt, und die ihren Muth ſtets üben müſſen, den Duell als ein Uebel laſſen müſſen. Im Civilſtand iſt er Unſinn. Die Wiſſenſchaften ſind ganz unblutig. Dennoch rieth ich Jedem, der Gelegenheit findet, die Fechtkunſt zu lernen, die Gelegenheit zu benutzen. Das Fechten auf den Sieb hat etwas Männliches, Heroiſches, und ſtählt den Arm außerordentlich, das auf den Stich ſtärkt das Auge. Jeder Krieger ſollte Fechten lernen.

Die Zeit der Hochſchule iſt eine gar köſtliche, iſt un- leugbar die ſchönſte des ganzen, noch ſo langen und noch ſo glücklichen Lebens. Es kann mit ihr höchſtens die Zeit der erſten Liebe rivaliſiren. Das ganze Leben hindurch wallt uns das Herz bei der Erinnerung daran, und alle Pulse ſchlagen voller, raſcher. Ja, das Hochſchulleben iſt ein Hochleben, ein Gensleben, ein Leben der dritten Potenz oder Staffel. Es erhebt ſich über die Erde und und alle alltäglichen Verhältniſſe; es fährt durch die Lüfte hoch und über den Wolken der Tiefe, und die Berge und

Thäler des vulgaren Lebens tief unten verschwimmen in eine Ebene. Frei sein von gar allem Eltern-, und Lehrerzwange, Meister aller seiner Zeit bei Tag und Nacht, innige Bruderschaften, genug eigenes oder fremdes Geld! Spaziergänge und Ritte, Gläser und Lieder, und — Studien und Wissenschaften vom frühen Morgen bis Abend, bis um Mitternacht, und wenn man will, noch länger! Gar keine Sorgen, als etwa die fürs noch weit entfernte Examen kennen, nichts thun müssen, sondern alles nur wollen, und Niemandem als sich Rede stehen sollen — Welch ein Leben? Täglich an tüchtiger Kenntniß gewinnen, an Kraft und Muth fühlbar wachsen, für die Intelligenz sich eine endlose Bahn eröffnen sehen! O, man möchte das Hochschulleben umarmen, und glühend heiß an seine Seele drücken! Aber! absit, was der Würde der Hochschule widerspricht, was die Studien gefährdet und zernichtet; absit die Trägheit und die Zeitvergeudung für unnütze und schädliche Dinge; absit die Unmäßigkeit, die Lärmsucht, das Laternenzerschlagen, die Roheit und Grobheit, die Schlägerei, die Mißhandlung der Philister, das Prüßeln der Handwerksknoten, das Hohnreizen der Offiziere u. s. w. Lies, was Cicero von der Wirkung der Wissenschaften in uns sagt, und studire Platos Gedanken von der Grazie, die in den Musen sei.

Ach! Ich sah (jedoch, Gott sei Dank! nur selten und ja nicht nur auf Hochschulen, denn die Sünde ist überall zu

Hause!) schöne edle Jünglinge, junge Cedern Gottes auf Libanon, zusehends verdorren. Der Wurm fraß ihre Wurzel. Sie blühten Rosen gleich, aber Sirachs Wort von Würmern und Heue in den Herzen wurde in ihnen wahr. Unreine Liebe (ach, es ist Schade ums heilige Wort Liebe!) brachte sie um. Ich sah Jünglinge herrlich hinan gen Himmel streben. Bald wurden sie lahm. Die Bökerei hatte sie lahm gemacht. Ich sah Andere, die mit vollen, runden, rothen Wangen, mit einem freudigen Auge, mit anmuthigen Bewegungen, mit der Schönheits- und Anmuths-linie in jeder Geberde, angekommen sind, aber — nach zwei, drei Jahren waren die Rosen gelb, die Backenknochen ragten wie den Kalmüken hervor, die Freude des Auges war erloschen, die Bewegungen geschahen alle im Bifzak, selbst ihre Handschrift war ein Zeuge ihrer Veränderung geworden. Es zeigt sich ja Alles an Allem! Ach, die Sünde, die Sünde! Wen? muß man fragen, wen haben nicht manche Eltern, wen die Schwestern nach der Rückkehr umarmen müssen? Ein Skelet! Einen Sohn, einen Bruder, der mit unbeflecktem Gewissen und reinem Leibe Abschied genommen, nun aber . . .? O, Salzmann! du hast in deinem Karl von Karlsberg auch von diesem Elend gesprochen. Begreiflich! daß solche traurige Erfahrungen an Jünglingen aller Stände vorkommen! Herder hat das Corps der Studiosen noch für das edelste Jünglingscorps erklärt.

Leider vernachlässigen immer noch viele ihre Collegien, und sitzen beim Glas oder bei der Karte, oder der Tanz zieht sie bei jeder Gelegenheit an oder der Fechtboden. Sie renomiren auf den Straßen, als ob sie Zacharia Renomisten nicht kennen, oder ihn zur Nachahmung studirt hätten. Träg widmen sie die meiste Zeit der Tabakspfeife oder dem Sopha, dem Bette. Und einzig die ernstern Examen zwingen sie bisweilen zum Buche. Die literarischen Sammlungen werden von ihnen nicht benutzt, die der Wissenschaften und Künste nicht beachtet. Nichts Höheres, Edleres bewegt sie. Ihr Leben ist ein elender Schlendrian, nur der Besatzungsdienst eines gemeinen Soldaten, ein träges Gehen im Tretrade. Und doch eilt die Zeit, die heilige, im Galopp dahin! Vom Umgange mit Gott geht in solcher Weise sogar die Ahnung der Möglichkeit verloren. Für sie gibts keinen Sonntag mehr, und der Universitätsprediger sieht sie nie in seiner Kirche, noch weniger ein Anderer. Der religiöse Gesang erstirbt in ihnen bis auf den letzten Ton, und an dessen Stelle treten wilde Kneipenlieder.

Anderseits lernte ich Studirende von fast unbegreiflicher Religiosität und Sittlichkeit, vom wunderbarsten Fleiß und der höchsten Kunst im Studieren, wahrhaftige Muster in der Wahrheit und dem Edelmuthe, kennen. Ja, die Hochschule wurde ihnen zur höchsten Weisheits- und Lebensschule. Solche müssen die Lust ihrer Eltern, die

Liebe ihrer Geschwister, die Erde und der Segen ihres Vaterortes und Vaterlandes geworden sein. O könnte, den Erstern ein Leichenstein noch auf der Hochschule, oder sonst irgendwo in der Ferne, gesetzt werden, den Edeln ein Ehrendenkmal daselbst zur Ermunterung und Verpflichtung Aller! Ein edler Jüngling ist ja wohl Gottes und der Menschen Freude.

Hinsichtlich der Studien, Jüngling! nimm die Zeit wohl wahr. Anfangs erscheint sie dir lange. Hier gilt was der alte Hypokrates vom Studium der Arzneikunde gesagt hat: Kurz sei das Leben, lang die Kunst, ebenfalls, und hier des Dichters Wort: Die That sei kurz, doch lang die Reue. Gedenke des Seufzers im Gemüthe vieler Heimgekehrter, nachdem sie in den Prüfungen durchgefallen: O wenn mir nur Jupiter die verlorenen Jahre wieder brächte! Und Mancher seufzte: Lebte ich noch eine Hochschulzeit, ich fing' es klüger an. Aber ... hin ist und bleibt hin!

Der Theolog hat eine Wissenschaft mit vielen Fächern vor sich, der Jurist eine noch größere, am meisten Fächer umfaßt die Arzneikunde. Der Arzt muß am längsten studiren. Vortheilhaft ist die Benutzung zweier Hochschulen, nothwendig ein zweifacher Cours in jedem Hauptfache. Der zweite Cours erst schließt das Fach auf. Der Erste gibt den Stoff nur, der Zweite die Form, den Zusammenhang, die Wissenschaft oder den Geist, das Mark und Blut und

das Leben des Faches. Der Gewinn geht nicht nach einer arithmetischen, sondern nach einer geometrischen Progression. Studire geregelt. Fange beim Anfange an. Rüste von Buchstabe zu Buchstabe fort. Sprünge bestrafen sich. Thoren fangen sogar beim Ende an. Ein solcher hörte zuerst als junger Theolog Pädagogik und Metaphysik. Studire nach einem Plane. Frage solche, die am Ende des Cur- ses sind. Dann weiche nicht von ihm ab. Studire die Hauptfächer mit zehnfachem Fleiße. Lies nicht Allerlei, sondern nur das Nöthige und Klassische; große Werke um des Stoffes, kleine um des Leitfadens willen, und um dich zu orientiren. Lies Geistreiches! Alles höre und nimm an nur als Stoff zu künftigen Studien, die erst recht nach den Schulstudien und den Examen anfangen können und müssen. Nie schließe ab, und vor einem System hüte dich noch. Das nur gelernte, oft ganz einseitige Studiren muß sich verändern, und das Schulwissen durchs Leben erweitern und verklären lassen. Verlängere deine Zeit auf der Hochschule mit Einwilligung deines Vaters oder Vormundes so sehr du kannst. Sie ist ja im glücklichsten Falle allzu kurz. Thales und Pythagoras studirten in Aegypten bei zwanzig Jahren. Plato hörte den Sokrates Jahrzehnde, und Aristoteles war bei Plato zweiundzwanzig Jahre Studios der Philosophie. Drei, vier, fünf Jahre stehen in keinem richtigen Verhältnisse zum langen praktischen Leben. Unzählige kommen

in dieser kurzen Zeit noch nicht ins rechte Gleis, und werden nur allzubald, mit Verlassung, selbst Verhöhnung aller Systematik und Theorie, grobe Mechaniker in ihrem lebendigen und geistigen Berufe und Verhältniß. O, was haben wir noch für Theologen, Juristen und Aerzte! Wer jedoch einmal das rechte Gleis gefunden hat, und mehrere Jahre dann in diesem gelaufen, kann, sogar wenn er wollte, nimmermehr aus ihm heraus. Er muß denken, er muß in Allem Geist sein! Auf tausend Studirende einer Hochschule dürfte man etwa Fünfzig als Muster in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung, Fünfzig als Warnungen, und Neunhundert für Solche halten, die zwischen beiden stehen; doch stehen gewiß von jenen Neunhundert volle Zweidrittheile den ersten Fünfzig näher. Es ist begreiflich, daß die Lärmer und Ungesitteten und Unsittlichen die größte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil das, was nicht sein soll, am stärksten in die Augen springt, und sich das Wahre und Gute meist verborgen hält.

Aber auch Euch noch ein Wort, junge Kaufherren und Handwerker! Sind die Studiosen auf Hochschulen noch Lehrlinge, Lehrlinge der Wissenschaft, darum Bursche genannt, jedoch frei, so seid Ihr schon Commis und Gesellen, d. h. Gehülften. Beide sind in einem ganz andern Verhältnisse als Erstere, Letztere aber unter sich dann wieder sehr verschieden.

Der Commis, Handlungsdiener, führt ein vornehmeres Leben, kleidet sich besser, kömmt in angesehenere Gesell-

schaften, steht in Verbindung meist nur mit Kaufleuten, ist in stärkerem Geldbesitze, in Gefahr eines üppigern Lebens u. s. w. Nur mangelt ihm sehr oft die Zeit. Er ist vielleicht mit Ketten an sein Schreibpult, seine Rechnungsbücher, an seine Waaren gebunden. Aber an freien Tagen, sein ausstaffirt, spielt er den Herrn, und sieht er vielleicht hoch auf den Handwerksgefallen, den Commis nur in einem andern Verhältniß, herunter. Sein Stolz taugt nichts. Geldsäcke geben kein Lob, und die sogenannten feinem Sitten der vornehmen Kaufmannswelt sind nicht mehr werth, als die derben des Mittelstandes. Nicht selten will das Geld über den Adel, die Epaulette, die Wissenschaft und die Kunst hinauf, sich weit überschätzend. Weit besser wäre es, der junge Handlungsdiener qualifizierte sich allmählig durch Handelsstudien und ein in allen Dingen weises Benehmen zu einem künftigen Patron eines Handlungshauses. Kann und soll er sich nicht stets in der Rechnung, der Sprache und Waarenkenntniß vervollkommen? Wenn die Handlungskunst und Wissenschaft sich nicht stets vervollkommen läßt, so ist ihr Werth erbärmlich klein, so ist sie minder als das schlechteste Handwerk, oder auch gar nichts werth; sollte sie nur Klugheit sein, so ist ihrer, ohne eine Lehrzeit, Jeder fähig, der Grüz im Kopfe hat; nur als Kunst des Gelderwerbs auf Kosten Anderer, ist sie sogar verächtlich. Und doch tritt gerade in Handlungsjungen und Commis die Verachtung Anderer, wenig-

stens in den Handelsstädten, am derbsten auf. Sie geben den Ton an, rennen nach Vergnügungen in allen Richtungen und Lebensgebieten, und zeichnen sich durch Ueppigkeit und Sinnlichkeit jeder Art aus. Der Regel nach sind sie die kenntnißärmern und eitlern Jünglinge, und ihr Werth in der Gesellschaft ist nur eben ein goldener Nimbus. Der Studios sieht mit Verachtung auf sie.

Rohrer sind, der Regel nach, die Handwerker, Gesellen genannt. Sogar manche Meister sind noch roh, roh sind oft die Mitgesellen. Am meisten muß sich der Geselle vor seines Gleichen in Acht nehmen. Wandert er lieber, als daß er arbeitet, zieht er dem Kneipenleben nach, kündigt er sich dem Meister, wenn dieser Ordnung und gute Arbeit will, sogleich wieder auf, und antwortet er, wenn er von früh Morgens bis zum Mittagläuten einen Schuh fertig gemacht hat, schon den Lohn fodert, auf die Frage des Meisters: Warum nun schon wieder weiter? Es ist ja erst Ein Schuh fertig? „man kann ja nicht ewig beieinander sein;“ treibt er sich in wüster Gesellschaft herum, macht er immer blauen Montag, und vergeudet er allsonntäglich den Wochenverdienst — wird er dann je hernach ein Meister, geschickt und wacker, sein und werden? Er wird ein Pfuscher, ein Taugenichts. Da wo der Handwerker als Gesell einen Meister in Allem finden und am meisten und das Beste lernen kann, da ist er am rechten Orte, da mag er lange bleiben. Man kann es so machen, und dennoch sehr

weit wandern. Fremdes Brot essen thut wohl, und wenn der Handwerker zehen Jahre nicht zurückkehrt, hat's nichts zu sagen. Es gibt Handwerksgefallen, die sich in der Fremde bald so ausbilden, daß sie selbst sehr geschickte Meister lehren konnten.

Ist die Klippe des Studiosen das Kenomiren, die des Kaufmannscommis die Vergnügungssucht, so ist die Grobheit die des Gefellen. Vor der Unreinheit und der Völlerei müssen sich alle Drei gleichermaßen hüten, vor dem Spiele die jungen Kaufherren am meisten. Die Vergnügungssucht wendet erst noch entschieden vom Religiösen gänzlich ab, entfremdet das Herz allem Christlichen, reißt vom Gebete ab, und entheiligt den Sonntag unverantwortlich. Gehört sie zum großen Ton, den auch die Niedern nachäffen, so gehört sie dennoch zum Falschen.

Ja, Jünglinge! wie habt Ihr Eure Lernzeit in der Fremde, und Euer Wandern und Reisen benützt? Es ist eine Frage an Alle! Habt Ihr nichts, oder nicht das Rechte und das Rechte nicht recht gelernt? Seid Ihr wahrhaftige Meister Euers Wissens und Könnens geworden? O, wenn das bei Allen der Fall wäre! Wie? wenn jedoch bei Vielen nicht? Ei! mit dem Wechsel der Länder und Städte nur, nur mit dem Wechsel der Herren und der Lebensgenossen, oder mit dem der Gasthöfe und Kneipen ist nichts gewonnen!

Die Saatzeit ist nun vorüber. Man ist eben nur Einmal jung! Versäumtes kann man nie mehr, oder nur sehr

kümmertlich nachholen. Und — die Hand aufs Herz, oder gen Himmel geschaut, und sich selbst ernst angefragt: bin ich nicht schlimmer geworden? Trage ich noch ein unbeflecktes Jugendgewissen in mir? Heraus mit der aufrichtigsten Antwort, falle sie so oder anders aus! Nur keine Lüge, weder gegen Gott noch sich selbst!

Aber, Jünglinge! Es ist nun hohe Zeit, mit unsern Gedanken über das Leben vorwärtszurücken, und an die Zeit der Heimreise zu denken. Es kommt die Zeit, und ist immerdar für Viele schon jetzt, daß sie heimkehren müssen. Die Meisten kehren heim. Das Vaterland ruft! Die liebe stille Heimath ruft. Vorüber ist die Zeit der Hochschule, oder die Commiszeit in einer Handelsstadt, vorüber die Gesellenzeit für den Handwerker — vorüber alle Wanderschaft bis auf Eine. Vielleicht hat sich Euer Herz, möchte ich Solchen sagen, schon vielmal darnach gesehnt. Nun könnet Ihr sagen: Die Rolle ist gespielt, der Vorhang fällt darnieder! Augusta*) lebe wohl, lebt wohl, geliebte Brüder! Etwas dieser Art, dieses Gefühls kommt beinahe über Alle und in jedem Gemüthe vor. Auch winken Euch vielleicht (wer kann es wissen?) im Vaterlande jetzt schon zwei Blumen: die süße Hoffnung und der himmlische Genuß.

Die Füße sind schon bereit, bereit ist der Reisestof oder

*) Name der Universität Göttingen.

das muthige Roß oder der Wagen. Alles wie man es gerade hat oder haben kann! Du hast nach Hause geschrieben. Sie bereiten sich auf dein Kommen. Sie zählen die Wochen und Tage. O, erfassst du solche Liebe noch? Hast du dich ihrer in deiner langen Abwesenheit nicht entwöhnt? Schlägt dein Puls noch laut für deine Heimath, für dein elterliches Haus, für Alle, alle die Deinigen, die dir der Tod noch nicht genommen? Oder findest du Mehrere nicht mehr? Während sie oft für dich bangten, bangtest auch du etwa für sie, denn, Alle waren in Gefahr. Man weiß bei keinem Abschied auch auf noch so kurze Zeit, ob man einander wieder finden werde. Gewiß ist, daß sie daheim dir ihre treue Liebe bewahrt haben, du jedoch hast Ihrer in deinem Sturmleben auf deinem wilden Wandern oft vergessen. Das Reisen und die Fremde zerstreut, hingegen das häusliche stille Leben hält zusammen.

Hast du nun all dein Eigenthum, deine Geschicklichkeiten, Kenntnisse, Künste, ich möchte sagen, eingepackt, festgeschnürt? Weißt du nun, was du mit denselben kannst und sollst? Sei es, wie es wolle! Auf mit dem Koffer auf den Wagen, dem Felleisen aufs Pferd, dem Tornister auf den Rücken! S'ist Alles Eins! Nur andere Manier! Lebe wohl! Land meiner zweiten Heimath! lebe wohl! nicht auf Wiedersehen nur, sondern auf immer. Wir werden einander nicht mehr sehen. Ich ziehe heim! Aber dir bin ich Zeitlebens für deine Belehrungen und Warnungen,

für deine Freude und Gefälligkeit, für alle deine Liebe, ich bin dir für alles Gute auf ewig dankbar. Ich muß heim und will heim. Ja, ich komme!

Die Freunde, die ich hier noch umarme, werde ich nimmer, dafür werde ich die meiner Jugend wiedersehen. Es ist ein Tausch, und ebenfalls wieder ein schöner. Zwar versprachen wir einander — das Unmögliche. Wie sollen wir wieder und wo zusammen kommen? Länder liegen zwischen uns, und Bergketten trennen wie ewige Scheidewände. Die Freiheit ist bald hin, die Sorge kommt, die Pflicht langt an. Der Beruf bindet, vielleicht binden bald noch stärkere, noch heiligere und liebere Bande. Man kann bald nicht mehr, wie man will. Das ist Schicksal. Darum muß es sein!

Der Wagen rollt, das Roß trabt, der Reisestof schreitet zu Fuße. Alles geht dem Vaterland zu. Man kommt ihm allmählich näher. Die Sehnsucht wird größer. Als du in die Fremde zogest, lag die ganze Welt vor dir wie eine Landkarte ausgebreitet, jetzt, da du ins Vaterland heimkehrst, verengt sich alles, und nur die kleine Heimath schwebt dir immer vor. Wie ganz anders jetzt als damals! Du warest eben noch mehrere Jahre jünger, hattest noch keine Erfahrungen. Ist es dir so ergangen, wie du erwartetest, hofftest? Gestaltete sich in dir und um dich her nicht Alles ganz anders? Was ist aus dir geworden? Worin bist du dir noch gleich, worin ähnlich? Was hast du verlernt,

verloren, gelernt, gewonnen? Ueberwiegt der Gewinn den Verlust — weit? Doch! man ist auf der Heimreise zum Denken, jedenfalls zum moralischen und allem Rechnen nicht sonderlich aufgelegt. Man ist mehr Gefühl, mehr Phantasie, für die sich nahende Zukunft, ist Hoffnung und Vertrauen! Aber denken muß man doch auch, und das Gefühl, Anders geworden zu sein, muß nothwendig Gedanken rufen. Und — was daheim thun? was thun in der neuen und doch alten Welt? Es wird Etwas, und zwar etwas Erkleckliches gethan werden müssen! Darum reistest du in die Fremde, darum wandertest du, darum warst du draußen, darum kehrst du wieder heim, darum erwartet man dich wieder, will man dich wieder im Vaterlande, in der Heimath, in der Mitbürgererschaft.

Die Sehnsucht wird immer größer. Da werden endlich die Berge der Heimath sichtbar, sichtbar wird dir der Kirchturm. Noch nie hast du diese so gerne gesehen. Dein Herz klopft. Du schreitest durchs Thor, lenkest in deine Straße ein, siehst dein Haus. Du liegst den Deinigen im Arme. Alles freuet sich, alles jubelt. Der Sohn, der Bruder ist wieder da, ruft's durch die ganze Nachbarschaft. Es ist wahrhaftig, als ob ein verlornener Sohn wieder gefunden worden. Ja, du bist nun wieder da. Und es kömmt dir gar sonderbar vor, daß du wieder, ja wieder da seiest. Augenblicklich ist dir die ganze Vergangenheit zum, freilich wahren, Traum geworden.

Jüngling! Nun ist der Vormittag vorüber. Der Mittag ist da. Es muß eben nicht schon zwölf Uhr an der Uhr des Lebens sein. Unser Geschäftstag hängt nicht nur von der Sonne, sondern auch von unsern Geschäften und manchen andern gegebenen Verhältnissen ab. Jedenfalls geht dir nun auch ein ganz neues Leben auf. Gut, wenn du mit gesundem Leib und unbeflecktem Gewissen, als tüchtiger junger Gelehrter oder Kaufmann, oder Künstler und Handwerker, als Meister deines Faches angelangt bist. Des freuten sich die Engel und Menschen, übers Gegentheil müssen sie trauern. Er wird und muß sich nun bald Vieles offenbaren!

